

012351



17 Jg.

Nr. 1



•Elsässer Land,  
Lothringer  
Heimat



1 9

3 7

Monatsschrift für Heimatkunde & Tourismus

137

# Elsassland ◇ Lothringer Heimat

Monatsschrift für Heimatkunde und Touristik

Verlag: Société d'Edition „ALSATIA“ S. A. GUEBWILLER (Haut-Rhin)

Directeur gérant: E. MEYER.

## An unsere werten Abonnenten!

Die ununterbrochene Verteuerung der Druckpapiere, die bereits bis zu 40% ausmacht, verbunden mit den fortschreitenden Lohnerhöhungen, verteuern die Herstellung unserer Zeitschrift derart, dass es dem Verlag nicht mehr möglich ist, all die neuen Lasten allein zu tragen. Wir sehen uns daher, zu unserem grossen Bedauern gezwungen, den bisherigen Abonnementspreis zu erhöhen wie folgt:

Inlandspreis für den Jahrgang: 36.— Frs. Auslandspreis: 9 Reichsmark od. 11 Schweizerfranken  
Inlandspreis für Einzelhefte . . . 3.75 Frs. Auslandspreis: 1 Reichsmark od. 1,25 Schweizerfranken

Wir geben uns der angenehmen Hoffnung hin, dass unsere werten Abonnenten unserer Lage Verständnis entgegen bringen und unserer Zeitschrift auch weiterhin die Treue halten werden.

Alle Anfragen, Abonnements- und Inseratenbestellungen, Manuskripte sind zu richten an den Verlag «Elsassland — Lothringer Heimat» in Guebwiller. — Postscheckkonto Strassburg 2573. — Postscheckamt Karlsruhe Nr. 70162.

Forces Motrices du Haut-Rhin  
Secteur de Guebwiller

Verkaufs- und Ausstellungs-Magazin  
5, Rue de la République, 5  
**GUEBWILLER**

Grosses Lager in  
elektrischen Beleuchtungskörpern aller Art.  
Sämtliche elektrische Haushaltungs-Apparate  
in erstklassiger Ausführung.

Träume aus der Jugend erinnern Sie oft an die feinen Dragées  
der

### Chocolaterie DARSTEIN

Man findet nirgends sonst eine so grosse und schöne Auswahl und so einzig gute Qualitäten. Jeder Geschmacksrückung ist bei uns Rechnung getragen.

Unsere erlesenen Haselnuss- und Mandeldragées, unsere Dragées mit Spezialfüllungen aus echtem Mandelmarzipan, Croquant, feinen Liqueurs, Chocolat, Rahmkaramell, Himbeer, Aprikosen, Erdbeer, Orangen und Pistazien sind das Beste vom besten.

Deshalb kaufen tausende treuer Kunden nur

### Dragées DARSTEIN

aus einer der vier offiziellen Verkaufsstellen :

Strasbourg : Jungferngasse 3.  
Alter Weinmarkt 20.  
Langstrasse 16.

Filiale Haguenau : Landweg 44.

## L'Hygiène Naturelle

Monatsschrift für naturgemäße Lebensweise und Heilkunde

Praktischer Wegweiser  
zum gesund werden  
und gesund bleiben.

Jahresabonnement 9 Frs. Probenummer gratis

Verlag: GUEBWILLER, rue Clémenceau 6 - 8

Fr. R. v. LAMA

Der Weg der  
**Therese Neumann**

von Konnersreuth

1898-1935

**Preis 12.- frs.**

Zu beziehen durch die Expedition dieser Zeitschrift.



9732





# Euläb-Land Wottringer Heimat

17. Jahrgang

JANUAR 1937

1. Heft

## Alte Dreikönigslieder

Wir sind die drei König mit ihrem Stern,  
Wir suchen Herrn Jesus, wir hätten ihn gern.

Wir kamen vor Herodes Haus,  
Herodes schaut oben zum Fenster hinaus.

Herodes sprach: Was ist denn das?  
Wir sind die drei König vom Morgenland.

Seid ihr die drei König vom Morgenland.  
So reichen sie mir die rechte Hand.

Die rechte Hand, die reichen wir nicht,  
Denn du bist Herodes, wir trauen dir nicht.

Wir gingen über ein Berglein hinauf,  
Wir sahen den Stern von oben am Haus.

Wir gingen in das Haus hinein,  
Wir fanden Maria und das Kindlein.

Das Kindlein war nackig und bloss,  
Maria hatt's in ihrem Schoss.

Was opfern wir dem Kindlein?  
Gold, Weihrauch und Myrrhen allein.

Ihr habt uns wahrlich viel gegeben,  
Gott lass' euch das Jahr mit Freude leben!

Jetzt und zu aller Zeit,  
Gott schenk euch die ewige Glückseligkeit!

Aus dem hinteren Dollertal.

Wir kommen daher aus aller Gefahr  
Wir wünschen einander glückselig neu's Jahr.  
Glückselig neu's Jahr ist eine fröhliche Zeit,  
Wie es Gott Vater vom Himmel herab seit.

Wir sind drei Weisen aus dem Morgenland  
Und reichen einander die göttliche Hand.  
Wir gingen miteinander nach Bethlehem nein,  
Wo Christus, der Herr, geboren soll sein.

Wir gehen miteinander vor Herodes Haus,  
Herodes schaut zum Fenster heraus.  
Herodes sprach mit falschem Besinn:  
Ihr lieben drei Weisen, wo wollet ihr hin?

/:Wir wollen, wir wollen nach Bethlehem nein,  
Wo Christus, der Herr, geboren soll sein.:/

Herodes sprach mit falschem Bedacht:  
Warum ist der mittlere König so schwarz?  
Der Schwarz, der Schwarz ist wohl bekannt,  
Es ist der König aus dem Mohrenland.

/:Der Stern, der Stern muss rummergehn,  
Wir müssen bei Tag noch weiter gehn.:/

Wir gehen miteinander den Berg hinauf,  
Der Stern, der Stern stand über dem Haus.  
Wir gehen miteinander den Stall hinein  
Und fanden das Kind im Krippelein.

Hier liegt das Kindlein auf Heu und Stroh,  
Maria und Joseph betrachten es froh.  
Joseph zog sein Hemdelein aus,  
Maria machte drei Windelein draus.

Aus der Umgebung von Erstein.

012351



Wir kommen daher am Abend so spat  
Wir wünschen euch ein neues gut Jahr  
Und eine fröhliche Zeit,  
Dass uns Gott Vater vom Himmel erscheint.

Es reisen drei Sternlein am Firmament.  
Sie reisen, wo Herr Jesus im Krippelein liegt.  
Es liegt ganz nackend und bloss,  
Sie legen's auf Marias Schoss.

Joseph zieht sein Hemdlein aus  
Und schneidet Herrn Jesus zwei Windelein draus,  
Maria zieht ihre Haarschnur aus  
Und schneidet ein Fersband draus.

Das ist wahr, das ist wahr,  
Wir wünschen auch ein neues gut Jahr.  
Das ist wahr, das ist wahr,  
Wir wünschen auch ein neues gut Jahr!

Aus dem hinteren Dollertal.

Drei König mit ihrem Sternen,  
Sie krachen die Nussen und essen die Kernen,  
Sie reisen miteinander den Berg hinauf,  
Sie sehen ein Sternlein über dem Haus.

Sie reisen miteinander in das Haus hinein,  
Sie finden das Kind Jesus im Krippelein  
Ganz nackentig und bloss,  
Maria hat's in ihrem Schoss.

Der Joseph zieht sein Hemdelein aus  
Und schlentzt dem Kind eine Windel draus.  
Der Joseph wickelt's in die Windel hinein  
Und träjt's vom Ochs zum Eselein.

Der Joseph nimmt das Pfännelein  
Und kocht in dem Kind ein Müselein,  
Und wenn's Müselein g'essen hat,  
So sieht m'r, unser Herr Jesus es war.

Aus der Umgegend von Kaysersberg.

## La fête des Rois

Dans nos pays de montagne on est très sévère sur l'observation des fêtes, et principalement pour celles de l'enfance. D'abord arrive saint Nicolas, le grand saint de la Lorraine, sa hotte au dos, tenant la sonnette d'une main et la verge trempée de vinaigre de l'autre. Plus tard, c'est Noël avec ses arbres de bois, ses gâteaux, et chez les gens aisés, son petit sapin chargé de rubans, de sucreries et de noix dorées, puis le Nouvel An et les Rois.

La fête des Rois, au temps des grandes neiges, est parmi les plus belles. Alors une troupe d'enfants courrent le village, revêtus de chemises, de couronnes de papier peint sur la tête, un sceptre de bois contre l'épaule, comme les rois des jeux de cartes. L'un d'eux a la figure noirce avec de la suie, c'est le roi nègre. Ils entrent ainsi dans toutes les maisons et chantent une chanson patois si vieille, qu'on a de la peine à la comprendre, et l'air en paraît encore plus vieux:

Les trois rois ils sont venus  
Pour y adorer Jésus.

Et dans un moment ils se prosternent, criant en choeur: «Nous nous mettons en genous!» Les bonnes gens leur donnent des pruneaux secs, des pommes, des œufs, du beurre. Naturellement ils n'oublient pas d'entrer à l'école. Ils entrent fièrement comme des rois et chantent au milieu de l'admiration universelle, pendant qu'Hérode, cachée dans l'allée, attend son tour de paraître. Tous les enfants envient leur sort. Et c'est l'occasion pour l'instituteur, lorsqu'ils sont partis, de raconter la visite des mages d'Orient à notre Seigneur, qui venait de naître au petit village de Bethléem, en Judée, et se trouvait encore dans sa crèche, au milieu du bétail et des pauvres bergers, de leur peindre l'étoile qui marchait devant ces souverains, dont l'un portait de la myrrhe, l'autre de l'or et l'autre de l'encens.

Erckmann-Chatrian, Les deux frères Rantzau.

# Das kindselige Jahr

Von Raymond Buchert

## I

Wir haben einen Schneemann gebaut:  
 Er hat eine runde Glatze wie Grossvater,  
 Er hat falsche Zähne wie Grossmutter;  
 Aber er lacht und ist lustig,  
 Weil er mitten unter uns ist.  
 Da ist die gute Sonne gekommen  
 Und hat ihn so fest geküßt,  
 Dass er geweint hat vor Schmerz.  
 Und er weinte und weinte solang,  
 Bis er ganz zu Tränen war.  
 Aber nun lachte die Sonne:  
 Seht mal an, was ich kann! —  
 Und wir lachten alle mit ihr,  
 Weil wir sie lieb haben.

## II

Der Bach ist im Eis eingeschlossen.  
 Jetzt kann ich auf seinem Rücken tanzen,  
 Und er kann mich nicht verschlucken.  
 Die Weiden stehn so närrisch herum  
 Mit langen Bocksbärten aus Eis.  
 Der Wind hat seinen Spass daran.  
 Die Sonne wär ihnen lieber, das sieht man.  
 Aber der Bach ist nicht tot;  
 Unter der Eiskruste murmelt er leis;  
 Vielleicht sagt er: Scher dich fort,  
 Du zertrampelst mir den Rücken, —  
 Du bist schon zu schwer für mich.  
 Aber ich bleib; denn im Sommer  
 Kann ich nicht auf ihm herumtanzen.

## III

Das Fenster muss noch geschlossen bleiben.  
 Aber bald darf ich wieder im Garten spielen.  
 Der Baum muss immer draussen stehn,  
 Auch wenn ich im warmen Zimmer sitze.  
 Aber er wird nie ungeduldig;  
 Denn er hat es manchmal auch gut:  
 Er braucht sich nicht zu kämmen,  
 Der Wind kämmt ihn.  
 Er braucht sich nicht zu waschen,  
 Der Regen wäscht ihn.  
 Und wenn die Sonne scheint,  
 Kommen die Vöglein zu ihm;  
 Dann quietscht er vor Lust.  
 Alle Bäume sind meine Kameraden.

## IV

Diesmal hab ich gut aufgepasst;  
 Denn ich hab den Osterhasen gesehn.  
 Mein Vater sagte: Da hast du einen Farbkasten.  
 Meine Mutter sagte: Da hast du ein Bilderbuch.  
 Mein Onkel sagte: Da hast du ein schönes Spiel.  
 Meine Tante sagte: Da hast du einen Baukasten.  
 Meine Schwester sagte: Da hast Du ein Schoko-Darauf lief der Osterhase fort [lade-Ei].  
 Er hob den Finger wie mein Vater.  
 Er hatte braune Augen wie meine Mutter.  
 Er wackelte mit dem Kopf wie mein Onkel.  
 Er hatte einen Pelz wie meine Tante.  
 Er hüpfte wie meine grosse Schwester.  
 Diesmal hab ich gut aufgepasst.

## V

Die Wiese tut schön wie meine Schwester,  
 Wenn sie das neue Kleid anlegt.  
 Und sie steckt sich allerlei Blumen an,  
 Damit die Vöglein alle zu ihr kommen,  
 Und ihr etwas Schönes vorsingen.  
 Ein Maikäfer kommt zu mir geflogen;  
 Ich sperre ihn nicht in einen Kasten,  
 Ich binde ihn nicht am Beinchen an;  
 Ich setze ihn auf meinen Finger und sage:  
 Fliege zur schönen, blumigen Wiese,  
 Die hat sich bunt gemacht für dich  
 Und für mich und für alle zusammen.  
 Und husch — ist er fort, der kleine Käfermann.  
 Wenn er könnte, würde er wohl singen jetzt.

## VI

Der Garten sieht aus, als hätt' es Blüten geschneit:  
 Grosse Schneeballen liegen herum:  
 Das sind die weissen Köpfe der Bäume.  
 Aus der weiten Blütenschneelandschaft  
 Schauen grüne Laubinselchen heraus;  
 Drauf hüpfen die vielen Vögel umher.  
 Sie tauchen unter wie in ein grünes Wasser  
 Und sind froh, dass die Welt so schön mollig ist.  
 Manchmal jauchzen sie durch die Blüten;  
 Dann fallen Flocken auf den Weg.  
 Die Bäume schneien, und ich möcht auf den Zehen  
 Durch den Garten gehn und mich ganz  
 Vom Blütenschnee zuschneien lassen.  
 Das wäre schöner als ein Traum.

## VII

Ganz langsam kommt der Abend geschlichen.  
 Die Grillen singen lustig im Gras,  
 Und die Glühwürmchen mit ihren Laternen  
 Suchen sich ein Bettchen für die Nacht.  
 Auf einmal ist sie da, die Nacht,  
 Wie ein Rauch, der aus der Erde steigt.  
 Man weiss gar nicht, woher sie kommt.  
 Der Mond steckt seinen Kopf aus dem Himmel  
 Und erzählt den Sternen schöne Geschichten.  
 Er weiss viel, denn er ist schon alt.  
 Sogar die Blumen und Bäume lauschen dem Mond.  
 Im Apfelbaum zwitschert noch ein Vöglein.  
 Ich möchte nicht schlafen gehn und immerzu lau-  
 Weil alles so lebendig ist in dieser Nacht. [schen,

## VIII

Wir laufen durch den schattigen Wald,  
 Unter den Bäumen im kühlen Moos,  
 Wo die Rehe springen, wo die Vögel singen.  
 Wir hüpfen aus dem Wald ins sonnige Feld,  
 Ueber die Maulwurfshügel ins blumige Gras,  
 Wo die Bienen summen, wo die Schmetterlinge  
 Wir stieben über die Aecker und Wiesen [flattern.  
 Und purzeln in den Bach, wo die Fische flimmern.  
 Wir schwimmen ans Ufer zurück unter die Weiden  
 Und springen unter die Blütenblumen und Mar-  
 gritten  
 Und stürmen durch die Brombeerhecken den  
 Hügel hinauf.  
 Wir rollen uns jenseits den Hügel hinab  
 Und fallen wieder dem Wald in den Schoss —  
 Und sind wie die Bäume, in denen die Vögel  
 singen.

## IX

Auf dem Draht zwischen den beiden Stangen  
 Vor dem Fenster sitzt eine Schwalbe.  
 Was das kleine Tierchen wohl denken mag,  
 Da die Sonne jeden Tag früher erlischt  
 Und die Blumen im Garten so müd sind? —  
 Die Schwalbe denkt wohl an die grosse Reise,  
 Die sie bald antreten muss.  
 Vielleicht wird sie unterwegs ein Sturm er-  
 drücken,  
 Vielleicht wird sie vor Müdigkeit herabfallen.  
 Sie stürbe wohl lieber hier unterm Giebeldach,  
 Im Nest an der Mauer, wo sie geboren ist.  
 Die kleine Schwalbe sieht sich alles noch ein-  
 mal an;  
 Ich bleibe bei ihr, bis es ganz Nacht ist. —  
 Vielleicht ist sie morgen schon fort — — —

## X

Hei, wir haben den Drachen gestellt,  
 Er zittert hoch oben in der Luft  
 Wie ein grosser Schmetterling über dem Feld.  
 Der Wind möcht ihn gern mitnehmen,  
 Aber wir halten ihn fest, — hei, wie er zupft an  
 der Schnur!  
 Der freche Wind muss allein weiterhüpfen  
 Ueber die Wälder, den Bach und die Stadt.  
 Langsam läuft nun die Sonne aus;  
 Das Gold tropft in den Wald, der wird feuerrot.  
 Die Waldmännlein kommen und graben es ein  
 Und hüten es bis am ersten Ostertag.  
 Die Hölle der Sonne hängt leer am Himmel . . .  
 Es ist gut, dass wir Aepfel und Nüsse haben  
 Und dass die Männer singen beim Wein.

## XI

Der Nebel, der draussen im Feld war,  
 Kam leise in die Stadt geschlichen,  
 Wie einer, der etwas Böses vor hat.  
 Er nagt an den Bäumen, bis sie mager sind.  
 Am Abend löscht er die Sterne aus,  
 Und der Wind zerrt an den Fensterläden.  
 Drunten im Hof weint eine Katze.  
 Vielleicht stirbt jetzt jemand. . .  
 Ich will mein Gebet laut aufsagen,  
 Damit das Licht im Zimmer nicht erlischt  
 Und Vater bald nach Hause kommt.  
 Lieber Herrgott, blas den Nebel fort,  
 Damit Vater unser Haus von weitem sieht  
 Und die Sterne alle wieder leuchten.

## XII

Aus dem grauen Himmel ist Schnee gefallen,  
 Und die Strasse ist hell und still geworden.  
 Das haben die guten Engel getan.  
 Einen weichen Teppich haben sie ausgebreitet,  
 Damit die Autos alle leise fahren  
 Und alles ganz leise geschieht;  
 Denn das Christkindlein Jesu kommt gegangen,  
 Das Kindlein Jesu mag keinen Lärm.  
 Ich gehe auf den Zehenspitzen durchs Haus,  
 Und unser Hündlein wagt nicht mehr zu bellen.  
 Wenn das Christkind kommt, werd ich ihm sagen:  
 Gib auch dem Hündlein von den guten Sachen,  
 Es hat auch gewusst, dass du kommst.  
 Und so werden wir alle froh sein.

# Elsässische Busswallfahrten in alter Zeit

Von Dr. L. Pfleger

Seit der frühesten Zeit wurde der Mord von der Kirche mit schweren Busswerken geahndet. Die gewöhnliche Strafe war das Exil und die peregrinatio, eine Busse, die vielleicht ihre Heimat in Irland, dem klassischen Land der Wanderer, hat. In dieser Busse des Exils und der peregrinatio haben wir die Grundlage der seit dem 9. Jahrhundert häufiger werdenden Busswallfahrten zu erblicken. Was sie inspirierte, war die Anschauung von der verdienstlichen Fürbitte und der helfenden Macht der Heiligen; der Büsser suchte, wenn er in der Fremde umherzog, Trost und Hilfe am Grab der Heiligen.

Das wird uns klar veranschaulicht durch das dem Anfang des 9. Jahrhunderts angehörende jüngere Formelbuch des Vogesenklusters Senones; ein hier aufgenommenes Formular ist ein Empfehlungsbrief, den ein Bischof für einen Verwandtenmörder ausstellt, der zu siebenjähriger peregrinatio verurteilt ist; der Bischof empfiehlt ihn der Mildtätigkeit der Gläubigen und bittet sie, den Büsser nicht zurückzuhalten, sondern ihn ungehindert die Stätten der Heiligen aufzusuchen zu lassen. Aus diesem Formular ersehen wir, dass der aus der Heimat Verbannete die Gräber der Heiligen aufsuchen muss, um hier die Verzeihung der Sünden zu erbitten.

Was so die Verbannten anfänglich freiwillig taten, griff jetzt die Kirche auf und befahl den Büssern Wallfahrten. Im Lauf der Zeit schrieb man bestimmte Wallfahrten vor, am häufigsten die Fahrt zu den Apostelgräbern, namentlich für Verwandtenmorde.

Aus der Mitte des 9. Jahrhunderts liefert uns die Strassburger Diözese zwei interessante Fälle, die uns aus Papstschreiben bekannt sind. Zwischen den Jahren 855—858 schreibt Papst Benedikt III. an den Strassburger Bischof Ratold, dass ein Mann aus seiner Diözese nach Rom zu ihm kam und sich des Vatermords anklagte. Es wurde ihm zur Sühne eine zwölfjährige Busse auferlegt: er muss bis zum Abend fasten, darf weder Fleisch, Fisch noch Wein geniessen außer an Sonn- und Festtagen und während der Zeit von Ostern und Pfingsten. Während fünf Jahren darf er keine Kirche besuchen noch den Leib des Herrn empfangen, sondern während des Gottesdienstes muss er vor der Kirchentür verharren. Nach diesen fünf Jahren darf er die Kirche wieder betreten, aber erst im zehnten Jahre kann er am Abendmahl sich beteiligen. Falls er aber vor Ablauf dieser Zeit aufs Sterbelager geworfen werden sollte, so ist ihm das viaticum nicht vorzuenthalten. In dieser Urkunde hebt der Papst

hervor, dass aus der ganzen Welt Scharen von Gläubigen zu den heiligen Aposteln Petrus und Paulus nach Rom wallen.

Diese beiden Urkunden sind in manchem Be tracht wichtig. Der Bischof hat die Büsser nach Rom geschickt; aber in der Wallfahrt allein ist die Busse nicht beschlossen, sondern der Papst muss sie auflegen. Solche Rombussfahrten begegnen uns noch im späten Mittelalter.

So finden wir im Jahre 1236 den Grafen Ludwig von Pfirt, der des an seinem eigenen Vater Friedrich im Jahre 1233 begangenen Mords für schuldig erklärt und dafür vom Kaiser geächtet und vom Papst gebannt war, auf der Wallfahrt nach Rom begriffen; 1236 wurde er zu Rieti vom Bann gelöst und setzte 1237 den römischen Stuhl testamentarisch zu seinem Erben ein. Dieser Graf, wegen seiner Rohheit von den Zeitgenossen der «Grimmel» benannt, fiel einem ungeheueren Justizirrtum zum Opfer und galt sechs Jahrhunderte hindurch als Vatermörder. Denn erst um 1850 entdeckte der ehemalige Präfekt von Délémont, August Quiquerez, eine höchst merkwürdige Urkunde mit der Jahreszahl 1275, worin der Graf Ulrich von Pfirt, Ludwigs eigener Bruder, auf dem Todesbett sich als Mörder des Vaters bekennt.

Der ermordete Graf Friedrich selbst war ein gewalttätiger Mann, der sich kurz vor seinem Tode mit seiner ganzen Familie einer demütigenden öffentlichen Kirchenbusse unterziehen musste. Als im Jahre 1232 der Basler Bischof Heinrich von Thun den Sundgau zu Visitationszwecken bereiste, wurde er mit dem ganzen Gefolge in der Nähe von Altkirch von dem Grafen Friedrich ausgeplündert und auf der Burg von Altkirch eingekerkert. Unter dem Druck der Gefangenschaft musste der Bischof auf gewisse beträchtliche Güter, um deren Besitz er und der Pfirter sich stritten, schriftlich verzichten und erlangte die Freiheit erst durch Stellung von Geiseln. Aber der Bischof liess den Grafen diesen gewalttätigen Erpressungsversuch bitter büßen. Um seine durch den gräflichen Willkürakt gefährdet scheinende Autorität wieder herzustellen, lud er den Uebeltäter vor das Landgrafen gericht, das damals in den Händen des Landgrafen Albert IV. von Habsburg, des Vaters des nachmaligen Königs Rudolf, lag.

Am 31. Dezember 1232 wurde zu Meyenheim das rechtsgeschichtlich sehr interessante Urteil gefällt. Wir sehen hier, wie ein weltliches Gericht auch kirchliche Strafen verhängt, wie diese als gesetzmässiges, ordentliches Strafmittel zur An-

wendung gelangen. Dies geschah, — es werden uns noch zahlreiche Fälle begegnen — wenn kirchliche Würdenträger an den Verhandlungen als Vor- oder Beisitzer teilnahmen oder sonst irgendwie auf ihren Verlauf einwirkten oder, wie es hier der Fall war, auf Entschädigung und Sühne Anspruch hatten. Der alle Lebensverhältnisse durchdringende religiöse Geist des Mittelalters bestimmte die Gerichtspersonen, sich auch um das Seelenheil des Missetäters zu kümmern und durch demütigende Strafen ihn sein Unrecht büßen zu lassen.

Bei unserm Urteil geschah nun dem Bischof überreichliche Genugtuung. Der Graf von Pfirt muss alles Geraubte herausgeben und allen Schaden ersetzen. Zur Strafe und Sühne eines so grossen Verbrechens muss er sich samt seinen Ministerialen und Kindern der entehrenden Busse der «Harnescar» unterziehen; jeder, heisst es im Urteilsspruch, hat je nach dem Grade seiner adeligen Abstammung und nach Landesbrauch vor dem Spalentor (= St. Pauls Tor) zu Basel seine Last auf sich zu nehmen, sie auf der Hauptstrasse durch die Stadt zu tragen bis vor die Pforte des Marienmünsters. Dort haben sich alle niederzuwerfen, nach einem Gebet wieder aufzustehen und sich dreimal hintereinander vor dem Bischof niederzuwerfen an dem Ort, wo sie ihn finden, und ihn demütig um Verzeihung für ihr Verbrechen zu bitten. Wenn der Graf auf Befehl des Bischofs sich erhoben hat, muss er seine Leute von ihren Eiden entbinden, die gegebenen Bürgschaften einzösen, die dafür ausgestellten Schriftstücke ausliefern und schwören, dass er nie wieder den Fuss auf bischöfliches Herrschaftsgebiet setzen werde ohne des Bischofs oder seiner Nachfolger Erlaubnis.

Mit Zustimmung seiner Kinder und seiner Frau schenkt er der Marienkirche den Besitz in Wolschweiler und Dietweiler mit allem Recht und Zubehör und erhält sie dann als Lehen vom Bischof zurück. Wenn es sich durch Besitztitel oder unverdächtige Zeugen beweisen lässt, dass diese Güter ehedem der Basler Kirche gehörten, muss der Graf andere gleichwertige Güter der Basler Kirche schenken, die er wiederum vom Bischof als Lehen zurückerhält. Er muss auch auf die heiligen Reliquien schwören, dass er binnen Jahresfrist, vom Tage Johannis Baptista gerechnet, seinen Sohn Ludwig, mit dem er in Feindschaft lebt, dazu bringen wird, dass er zu dem allem seine Zustimmung gibt. Verweigert dieser sie, so wird Friedrich ohne vorherige Warnung und Citation exkommuniziert, über seine Güter, Schlösser und Patronatskirchen wird das Interdikt erklärt; seine Frau, seine Familie und die Untertanen werden von der Teilnahme an allen kirchlichen Handlungen ausgeschlossen, und er selbst geht der kirchlichen Gemeinschaft und der

Teilnahme an allen göttlichen Dingen verlustig, bis er seinen Sohn zur Einwilligung bringen wird.

Nachdem Friedrich den verlangten Eid geleistet hat, stellen ihm der Bischof und das Domkapitel versiegelte Briefe an den Papst aus, worin sie diesen bitten, ihm und seinen Mitschuldigen die Wohltat der Lossprechung zu erteilen. Hernach muss er sich demütig der Strafe unterziehen, welche der Propst und Dekan des Kapitels über ihn zu verhängen belieben.

Für die Geschichte des mittelalterlichen Rechtswesens ist dieses Urteil von besonderem Interesse, weil hier von der Strafe der «harnescar» die Rede ist. Jeder habe seine Last zu tragen, heisst es, ohne dass diese des Näheren bezeichnet wird; für den mit diesen Dingen weniger vertrauten Leser sei hier angegeben, worin diese Last bestand: Der Adelige trug einen Hund, was als die grösste Schmach galt; seine Dienstmannen einen Sattel, Bauern mussten ein Pflugrad tragen.

Der gedemütigte Graf hat die von ihm verlangte Bussfahrt nach Rom nicht mehr unternehmen können, da er, wie wir sahen, bald nach diesem Urteil von seinem Sohn Ulrich ermordet wurde.

Dass die Grafen von Pfirt keine gemütlichen Herren waren, zeigt uns das um ein Jahrhundert zurückliegende Beispiel des Grafen Friedrich I., der die Klosterfrauen von Kleinlützel mit seinen Anforderungen dermassen quälte, dass sie diesen Ort verliessen und sich anderswo ansiedelten. Um für diese Drangsalierung zu büßen, machte er eine Sühnewallfahrt nach St. Jakov von Compostella und gründete nach seiner Rückkehr im Jahre 1144 das Kluniazenserfrauenkloster Feldbach. Leider wissen wir nicht, ob diese Sühnewallfahrt freiwillig oder von der kirchlichen Behörde erzwungen war.

Einen besonders lehrreichen Fall für das Institut der Busswallfahrten liefert uns die Geschichte der Cisterzienserabtei Neuburg im Heiligen Forst bei Hagenau. Am 3. Januar 1534 wurde der Abt Berthold dieses Klosters von einigen Bauern der der Klosterherrschaft unterstehenden Dörfer Uhlweiler und Niederaltdorf erschlagen, weil er den Eigentumsanspruch der beiden Dörfer auf einen Wald- und Feldkomplex, den «Pferrichbruch», nicht anerkennen wollte. Die Bluttat erheischte ihre Sühne. Der Neuburger Konvent machte die Sache beim geistlichen Gericht und beim Kaiser anhängig. Dieser ernannte ein Schiedsgericht von vier Richtern, von denen zwei das Kloster, zwei die angeklagten Dörfer vertraten; das Schiedsgericht, dessen Obmann der Landvogt von Hagenau war, sprach den strittigen Güterkomplex der Abtei zu. Es verurteilte die drei Hauptäter zu einer Sühnewallfahrt nach Rom, zwei Helfershelfer zur Pilgerfahrt nach Compostella. Aber das genügte



Holzschnitt aus dem 16. Jahrhundert

St. Jakobsbrüder

nicht: Alle männlichen Einwohner der beiden Dörfer, die am verhängnisvollen Tage ortsansässig und zwanitzg Jahre alt waren, mussten an einem Sonntage vor Fastnacht nach Strassburg pilgern und vor dem Hochamte im Büsserhemd, unbedeckten Hauptes und barfuss mit einer halbpfündigen Kerze um das Münster herumgehen und nachher die Kerze auf dem Altar unserer Lieben Frau opfern.

An den Gewaltstreich des Grafen von Pfirt erinnert das Vorgehen Johannis des Jungen von Hoh-Rappoltstein, der im Jahre 1341 den Abt Bencelin der Vogesenabtei Moyenmoutier gefangen genommen hatte, der im Dienste des Herzogs von Lothringen reiste. Der Abt starb entweder auf dem Wege nach Hoh-Rappoltstein oder im Gefängnis. Der Herzog von Lothringen nahm sich der Sache an. Der Vater des Misstästers, Graf Johann von Rappoltstein, musste sich zuerst rechtfertigen; er schwor, dass er von dem Vorhaben seines Sohnes nichts wusste und daran völlig unschuldig sei. Er bat dann um Gnade für seinen Sohn, der seine Tat bereue. Aber er gab selbst zu, dass die Tat gesühnt werden müsse. Heinrich, Herr von Blâmont, wurde mit der Festsetzung der Busse betraut. Graf Johann, der Vater, versprach unter Strafe von tausend Mark Silbers, zahlbar an den Herzog Raoul von Lothringen, für sich und seinen Sohn, den Richterspruch anzuerkennen. Heinrich von Blâmont verurteilte den jungen Rappoltsteiner zunächst zu einer Anniversarienstiftung für die Seelenruhe des Toten im Kloster Moyenmoutier; sodann muss er sich verpflichten, so lange er lebe, die Rechte der

Abtei zu verteidigen. Endlich muss er am nächsten Weihnachtstag (1341) sich an den Hof des Herzogs von Lothringen begeben, um öffentlich Sühne zu leisten; diese Sühne besteht darin, dass er barhaupt, nur mit einem Hemd bekleidet, ohne Gürtel, eine brennende Kerze in der Hand, an der Prozession teilnehme. Ausserdem muss er mit der Pilgertasche und dem Pilgerstab eine Wallfahrt nach St Thomas von Canterbury in England unternehmen und darf erst mit Erlaubnis des Herzogs wieder heimkehren. Für den Fall, dass sich der Verurteilte dieser Strafe nicht unterziehen wolle, bürgen drei lothringische Ritter für die Zahlung der vom alten Rappoltsteiner versprochenen tausend Mark.

Solche Wallfahrten an weit entlegene Orte waren damals nicht nur unsäglich mühevoll, sondern auch der langen Dauer wegen mit grossen Geldopfern verbunden. Keiner, der etwa nach Rom oder St. Jago pilgerte, wusste mit Sicherheit, ob er wieder heimkäme und nicht einer Krankheit oder Räubern zum Opfer fiele. So darf man sich nicht sehr wundern, dass mancher gezwungene Pilger sich drückte und, wenn es ging, seine Busswallfahrt durch ein bequemeres Werk zu ersetzen suchte. Der Strassburger Bürger Heinrich Blankhart hatte einen Mord begangen und musste zur Busse nach Compostella pilgern. Doch gelang es ihm, sich durch eine Messstiftung von der beschwerlichen Busse loszukauen: im Jahre 1372 stiftete er in der Kirche des Strassburger Johanniterklosters eine ewige Messe zu Ehren des hl. Jakobus; täglich soll das Offizium des hl. Jakobus gebetet werden.

Doch hören die Busswallfahrten nicht auf. Der Ritter Wilhelm von Hattstatt, der im Jahre 1463 den Kaysersberger Vogt Georg von Landsberg getötet hatte, musste einem Schiedsspruch zufolge nach Einsiedeln und nach Aachen pilgern. Um ihm die weite Fahrt nach Rom oder Compostella zu sparen, begnügte man sich mit zwei näher gelegenen Wallfahrtsstätten. Zu einer Aachenfahrt wurden im Jahre 1457 die Strassburger Gärtner Hiltebolt und Peter Brumat wegen eines Totschlags verurteilt; zugleich müssen sie der Witwe des Erschlagenen ein Pfund Pfennige geben, damit sie selbst für die Seelenruhe ihres Mannes nach Einsiedeln pilgern kann. Die beiden Bussfahrten nach Aachen und Einsiedeln mussten im Jahre 1521 auch zwei elsässische Studenten machen, Klaus Pfister und ein gewisser Michael, beide aus Ensisheim, die an der Universität Freiburg i. B. den Präzeptor Jakob Roswagen erschlagen hatten.

Dass Sühnewallfahrten, auch ohne gerichtliche Entscheidung, bloss durch den Beichtvater auferlegt wurden, zeigt uns eine Urkunde aus dem Jahre 1496. Ein mehrfacher Dieb und Mörder pilgerte, von Gewissensbissen geplagt, nach dem alten Marienwallfahrtsort Monsweiler bei Zabern; in der Kirche hörte er eine Stimme: Geh hin und beichte deine Sünden. Er beichtete dann sofort seine Verbrechen dem dortigen Kirchherrn Peter Has. Dieser, so lautet der alte Bericht, «schicket denselbigen nach Rom, und ward ihm dise buss geben, das er wider gehe gen Monnelwyler (Monsweiler) und ein silbern messer dahin bringe zu einem zeichen und wunderwirkung der mutter gottes. Also hat er das messer dahin gebrocht und stecket vor unserer lieben frowen und ist darnach gestorben mit seligem tote».

Auch nach dem Mittelalter begegnen wir Sühnewallfahrten für Mörder. In Ensisheim, dem Sitz der vorderösterreichischen Regierung, war im Jahre 1592 der Gerichtsassessor Michael Würtzlin von seinem Diener ermordet worden. Von den vierundzwanzig Beisitzern des Kriminalgerichts wurde am 4. Juni desselben Jahres über den Mörder, Nikolaus Ruttler aus Schweighausen im Ober-Elsass, folgendes Urteil gefällt: Der Täter ist zwar des Mordes überführt. Aber aus besonderen Gründen wird die übliche Strafe

nicht über ihn verhängt, sondern der Verurteilte muss öffentliche Abbitte leisten und wird nach geschehener Beicht halb entblösst, mit einer Fackel und einer kreuzweise darüber gelegten Rute in der Hand zur Kirche geführt. Vom Hochaltar ab geht er gleich hinter dem Kreuz in der Prozession. Nach derselben kniet er während des ganzen Gottesdienstes an den Altarstufen. Am Schluss des Hochamts wirft er sich mit kreuzweise ausgestreckten Armen auf den Boden. In dieser Lage ruft er dreimal mit lauter Stimme den ermordeten Michael Würtzlin an und bittet ihn um Verzeihung. Jedesmal, wenn er den Namen ausspricht, gibt er sich Rutenschläge. Am folgenden Montag muss er nach Einsiedeln wallfahren, dort opfern und noch einmal öffentlich abbitten. Dann ist er zeitlebens von Ensisheim verbannt.

Noch im Jahre 1669 wurde in Gebweiler Hans Heinrich Vogelweith, der den Hans Thomas Wenzel «entleibt» hatte, verurteilt: für die Seelenruhe des Ermordeten fünfzig Messen lesen zu lassen, am Ort der Tat ein steinernes Kreuz zu errichten und eine Sühnewallfahrt nach Rom zu unternehmen; über die Vollendung dieser Pilgerfahrt muss er eine Bescheinigung vorweisen. Sodann wird er für zehn Jahre aus der Stadt und Vogtei Gebweiler verwiesen und muss während dieser Zeit noch dreimal nach Einsiedeln pilgern.

Dass im 17. Jahrhundert solche Sühnewallfahrten für Mordtaten im Elsass von weltlichen Gerichten ziemlich häufig verhängt wurden, gibt einem französischen Richter Anlass zu der kultur- und rechtsgeschichtlich interessanten Bemerkung: «Jai vu des jugements, par lesquels un assassin en a été quitte pour faire une amende honorable au pied d'un autel de la paroisse et ensuite aller d'Alsace à Notre-Dame-Hermites (Einsiedeln) pour se confesser et rapporter le certificat de son confesseur. D'autres, pour des crimes capitaux, dont ils étaient convaincus, ont été envoyés servir contre les Turcs pendant un certain nombre d'années. Une foule d'autres pauvres misérables ont été condamnés à mort et exécutés par le feu, pour sortilèges, avoir fait grêlé, attiré le tonnerre, fait périr le bétails par des maladies épidémiques, toutes choses très indépendantes des forces humaines».

## Niederbronner Schariwari

Ueber einen sonderbaren Gebrauch, der vor mehr als hundert Jahren in dem Badeort Niederbronn üblich war, gibt uns ein Gedicht Aufschluss, das im «Strassburger Taschenbuch auf das Jahr 1803» abgedruckt ist und den als Dichter bekannten protestantischen Pfarrer von Pfaffenhofen, G. Schaller, zum Verfasser hat. Das Gedicht ist überschrieben: «Epistel an lieb Weibchen im Bade — den 14ten Thermidor 8». Schaller, der nebenbei Geflügelzucht betrieb, erzählt darin seiner zu Niederbronn im Bade weilenden jungen Frau, wie gut es gewesen war, dass er nach Hause in seine Pfarrei gegangen sei, statt in Niederbronn zu übernachten. In jener Nacht kam der «Hühnerdieb, der Eyerdieb, der schlimme Marder» in den Hühnerhof. «Er schlich so leise, schlich so lose, schlich so allbedächtlich, schlich so züchtiglich, als wie der feinste Badegast immer nach seiner Badgenossin Zimmer.» Aber der eben heimgekehrte Hausherr sah ihn, brannte sein «Mordgeschoss» auf ihn los, und der Marder fiel. Dann fährt Schaller fort:

Sprich! war's nun nicht von deinem Manne  
Recht wohl gethan, dass er noch ging  
Und dich in deiner Badewanne  
Allein liess und den Gaudieb fing?  
Und wenn ich auch geblieben wäre:  
Ist nicht der spätern Trennung Zähre  
Viel bitt'rer als der früh're Scheidekuss?  
Und dann das Schariwari? Dieses muss  
Der Badbesucher stets als Ehre  
Und Achtung rechnen! Gut!  
Auch dies zu hören hatt' ich Muth  
Und würde, weil ich's noch nicht hörte  
Und schon zu hören längst begehrte,  
Sehr gern bey dir geblieben seyn.  
Ich hätte mich sogar in das Orchester  
Mit dir, mein Weibchen, oder auch allein  
Mit einer schmucken Badeschwester  
Kühn eingemischt, und Gieskann' oder Sester,  
Pfann' oder Nachtopf, Wagenrad  
Und, was man sonst für Instrumente hat,  
Zur Scharwariharmonie gewählt. . . »

Was man unter diesem Schariwari verstand und was man damit bezweckte, erklärt Schaller in einer Fussnote: «Dies ist eine aus allen Miss tönen tausendnamiger Instrumente zusammengesetzte Harmonika, welche die Badegäste in Niederbronn vor dem Hause anzustimmen pflegen, wo Eheleute, die einander im Bade besuchen, übernachten. Diese Ehre erweist man noch dazu nur dem, welchem man wohl will!»

Solche mit ohrenbetäubendem Lärm veranstaltete Katzenmusik wird vom Volke sonst all-

gemein als Schandbezeugung und Ehrenstrafe aufgefasst und ist als solche ein Ueberrest der uralten volksmässigen Rügegerichte, denen alles verfiel, was dem Volksgewissen, der Volksmoral und dem Gesamtbewusstsein der Gemeinschaft überhaupt Hohn sprach, aber seitens der Obrigkeit nicht bestraft wurde. A. Pfleger hat über die Volksjustiz des Schariwari und über die Institution eines alten Strassburger Volksrügegerichtes in dieser Zeitschrift interessantes Material beigebracht (Jahrg. 1920/21, S. 421; 1936, S. 161).

In dem von Schaller bezeugten Niederbronner Schariwari liegt jedoch ein alter Volksbrauch mit ganz anderem Ziel und Zweck vor, der heute in Vergessenheit geraten ist und in der elsässischen Volkskunde bisher keinerlei Beachtung gefunden hat. Ein altehrwürdiger, böse Geister abwehrender Hochzeitsbrauch liegt diesem Niederbronner Schariwari zugrunde. Bei allen wichtigen Geschehnissen im Menschenleben, vor allem bei Geburt, Hochzeit und Tod pflegte sich nach dem Glauben des primitiven Menschen die böse Geisterwelt besonders unheilvoll einzustellen. Ihrem verhängnisvollen Eingreifen und Wirken suchte der angstfüllte Mensch auf zweierlei Art vorzubeugen. Die gefürchteten Dämonen wurden durch Opfergaben besänftigt oder durch Lärmen verjagt. Das Volk ist sich des ursprünglichen Sinnes solcher Bräuche nicht mehr bewusst; es weiss z. B. nicht mehr, dass mit dem Schiessen in der Neujahrsnacht die Vorfahren in Wirklichkeit die bösen Geister, die in den «Zwölften» ihr Wesen treiben, verscheuchen wollten, dass das Läuten in der ersten Mainacht, das heute noch allenthalben im Elsass üblich ist, einst die umherziehenden Hexen der Walpurgisnacht verjagen und von unholdem Treiben abhalten sollte.

So wurde auch das Lärmen und Poltern bei Verlobungen, am Vorabende von Hochzeiten, bei Hochzeiten selbst und bei jungen Eheleuten überhaupt seit alter Zeit als wirkungssicheres Mittel gegen unheilbringende Dämonen angewandt. In dem lärmenden Abendständchen bei jungen Eheleuten, das uns von G. Schaller als Niederbronner «Schariwari» bezeugt ist, haben wir einen Ueberrest eines weitverbreiteten uralten Brauches bei Eingehung von Ehen zu erblicken. Im Wipptal in Tirol herrscht heute noch ein ähnlicher Brauch. Da ziehen die Burschen des Dorfes mit Hafendeckeln, Töpfen und ähnlichen Instrumenten vor das Haus der Neuvermählten und singen das Lied vom faulen Weib. Nach je zwei Strophen vollführen sie eine ohren-

betäubende Katzenmusik. Doch dies alles ist kein Ausdruck des Volksunwillens und der Verachtung, keine böswillige Belästigung, im Gegenteil! Jedes neuvermählte Paar würde es, wie P. Passer in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (X, 202) ausdrücklich hervorhebt, »als bittere Kränkung und Zurücksetzung empfinden, wenn ihm diese Aufmerksamkeit versagt bliebe«. K. Weinhold hat in derselben Zeitschrift (X, 207) weitere verwandte Bräuche angeführt. In Thüringen wird bei Verlobungen mit Peitschen geknallt, am Abend vor der Trauung selbst finden Polterabende statt, verbunden mit lärmendem Zerbrechen von irdenem Geschirr, Peitschenknallen und Schiessen. In Westfalen macht das junge unverheiratete Volk vor den Häusern der Brautleute mit Peitschen, Blechkannen, Topfdeckeln usw. eine schreckliche Katzenmusik, damit die Ehe glücklich werde. In Oberösterreich findet der Hochzeits-Schariwari erst nach der Trauung statt, gewöhnlich nach der Rückkehr der jungen Eheleute von der Hochzeitsreise. Auch das allenthalben heute noch übliche

Schiessen bei Hochzeiten und das Knallen über die Brautzüge hinweg hat einst nur den Zweck gehabt, von den jungen Eheleuten feindlich gesinnte Geister zu verscheuchen.

Heute grübelt man über den tieferen Sinn solchen Handelns nicht mehr nach. Uraltes Brauchtum lebt in inhaltsleeren Formen weiter, doch nicht ohne inneren Reiz und äussere Poesie. Die Ideen, welche diesen lärmenden Hochzeitsbräuchen einst zugrunde lagen und die Seele unserer Vorfahren zutiefst bewegten, sind erstorben. Aber das lärmende Zerbrechen von Scherben und Töpfen, das geräuschvolle Hinwerfen von allerlei Geschirr, das bei den Vorfeiern des Hochzeitstages, den sogenannten Polterabenden, im Familienkreise noch üblich ist, meist verbunden mit tollem Scherz und Schariwari vor dem Hause, hat seinen ernsten Unterton. In der Stunde, wo junge Herzen liebewarm in Seligkeit zusammenschlagen, mahnt das Klirren zerbrechender Scherben an die Zerbrechlichkeit alles Erdenglückes und Erdenlebens!

Dr. J. Lefftz



Photo O. Haug

Oberbronn

# Zur Geschichte der Lothringer Glasindustrie

Ursprung der Glashütten von St. Louis (dit Münzthal), Meisenthal und Goetzenbrück. Auszug  
eines Manuskriptes von Georg Walter dem Aelteren, gesagt Chambly Yerri, geboren 1740,  
gestorben 1825

In dem unsere Vorfahren uns nichts schriftliches hinter lassen haben, so dass wir von ihnen nichts weiter wissen als was sie uns erzählten, so will ich (Georg Walter) ihre Aussagen hier einschreiben, was ich von ihnen vernommen, und was ich aus dem ältesten Kirchenbuch aus der Sucht, welches ich durchlesen, gefunden habe; bis zurück in das 1640ste Jahr, nemlich von dem aufkommen der Glashütten in den Waldungen des Bitscherlandes, damit die Nachkommenschaft nicht in diesem, so wie wir, in Unwissenheit bleibt.

Unsere Aeltern und Vorfahren erzählten uns, dass die ersten Glashütten in unsern hierliegenden Waldungen nur kleine Glashütten waren, welche man Stützenhütten nannte, so dass man Bäume in den vier Ecken gerad aufrichtete und die Wände oder Seiten mit Holz zu machte, so wie auch das Dachwerk, alles auf eine sehr arme Art, indem sie alle armen Menschen waren.

Ich habe selbsten noch Spuren von solchen Glashütteplätzen in meiner Jugend in den Waldungen gesehen, nemlich eine in dem sogenannten Hutzenthal, obig dem Meysenthal, welches damals noch ein schöner Buchwald war; Ich habe öfters auf dem Glasoffen, welcher noch halb da gestanden, da ich das Vieh weidete, gesessen; Er war mit dicken Buchbäumen umringt. Dieser Wald ist anno 1766 abgehauen und zu Feld und Matten gemacht worden. Ein solches kleines Hüttlein ist gestanden in dem so genannten Glasthal, unten an der Meysenthaler Mühle bey dem langen Triesch<sup>1)</sup>; Eine im Meysenthal auf dem Platz, wo die heutige Glashütte steht; Eine unten an der Sucht bey dem Speckbrunnen und an mehreren solchen plätzen von welchen man nichts erfahren hat, als allein die Spuren, welche man noch sah.

Diese kleinen Glashütten bauten sie allzeit in die Thäler dem Holz nach, und kleine hölzerne Häuschen darzu für ihre Wohnungen, und blieben nur so lang als sie das Holz darzu trollen konnten, als dann giengen sie eine andere aufzurichten. Dieses war meines erachtens noch in den Jahren 1400 und 1500. Nach diesem war die Glashütte Münzthal von welcher ich die erste Erfahrung habe, so wie unsere Alten mir erzählten, dass Peter Walter unser aller Stammvater war, welches selbsten von meinem andenken mir ganz genau bekannt ist; denn wie unsere Alten mir erzählten, so hat dieser Peter

Walter im Münzthal Glas gemacht, in der Zeit des dreysig Jährigen Schwedenkriegs, welcher angefangen 1618 und sich anno 1648 geendet hat. So hat dieser ungefähr im Jahre 1644 im Münzthal gearbeitet gegen dem Ende des Schwedenkriegs, denn wie unsere alten mir erzählten so hatte er fünf Kinder, von welchen der jüngste namens Adam Walter noch an seiner Brust trank, und die Mutter in der Sucht wohnhaft war mit ihren fünf Kindern, und dass damals so wie eine Hungers noth war, denn die Dorfschaften in der ganzen Gegend waren alle unbewohnt; die Menschen haben sich alle gegen Frankreich geflüchtet in dem fürchterlichen Schwedenkrieg, außer jenen welche sich in den Waldungen verborgen hatten; Es war kein Brod und kein Vieh mehr in der ganzen Gegend, Grundbirne<sup>2)</sup> waren damals noch keine in diesem Welttheil, also war ein grosser Mangel an Lebensmitteln. Die Menschen nährten sich meistens von Wildbret, Fischen und Vögeln, welches alles in überfluss in den vielen Waldungen war, allein die Kinder konnten diese Speisen nicht so vertragen wie grossgewachsene, so dass die meisten aus Mangel an Brod und Milch gestorben sind. Nach der Erzählung unserer Aeltern, gieng unsere Ururgrossmutter, nemlich die Ehefrau des Peter Walter, auf Strassburg<sup>3)</sup> Brod einzukaufen, und nahm ihr jüngstes Kind, namens Adam Walter mit, der noch an ihrer Brust trank. Sie liess die vier andern Kinder in der Sucht. Da sie mit dem Brod in der Sucht ankam, war ihre Magd mit den vier Kinder ins Münzthal gegangen zu ihrem Vetter Peter Walter, welcher dorten Glas machte. Die Mutter eilte ihren Kinder entgegen um ihnen Brod zu bringen; Da sie an den Berg zwischen Sucht und Münzthal gekommen ist, kam ihr die Magd entgegen, mit den Kinder den Berg herunter; Die Mutter fragte, wo ist denn das Annele? Die Magd gab ihr weinend zur Antwort, hier oben auf dem Berg ist das Kind mir unter einem Baum gestorben; man kann denken, welche Schmerzen die Mutter empfunden hat. Nach diesem sind auch die drei andern gestorben, und bliebe nur das jüngste namens Adam Walter bey Leben, von welchem alle Walter in dieser Gegend abstammen. Dieser verehlichte sich laut eigenhändiger Abschrift aus dem Suchter Kirchenbuch; der Aukt lautet also:

Anno 1667. Den 24sten Octobris ist zum Sacrament der Ehe gelangt und von Pater Augustino



Grosse Buche zwischen Vallerysthal und Kreuzmühle

Weistorf an seinem Kirchen Ehrengang eingezegnet worden, der ehr- und achtbare jung Gesell Adam Walter glasmacher, Peter Walter und Anna Stenger ihr ehlicher Sohn, und die Ehr- und tugendsame Jungfrau Maria Winceny Botzt glaser aus der Rotsteg<sup>4</sup>), und Anna Dielenschneider eheliche Tochter. Zeugen waren neben andern Johann Mauerer und Mateis Stenger. Die Glashütte Sucht ist meines erachtens nach erbaut worden ungefehr 1620 laut nachrichten, welches aber doch nichts gewisses ist. So wie ich vermuthe ist sie nach der Glashütte unten an der Sucht, nach deren Abgang die Speckbronner Glashütte entstanden, durch die nemlichen Glasmacher.

Wie unsere Aeltern uns erzählten, und wie ich selbsten im ältesten Suchter Kirchenbuch gesehn, hat sie den namen Sucht auf folgende weisse bekommen<sup>5</sup>). Die Glaser begehrten an die Bitscher Herrschaft einen platz in ihren Waldungen um

eine Glashütte zu bauen, man fragte sie welcher platz sie haben wollten; sie geben zur Antwort, wir wissen es noch nicht; die Herrschaft sagte ihnen alsdann, so gehet und sucht, alsdann haben sie diesen platz aufgesucht, und ihm den namen Sucht geben; vorher nannt man das ganze Thal Kammerthal; diesen namen hatte es von dem Kammerfelzen obig der Sucht.

Die ersten Hüttenmeister welche ich in dem Suchter-Kirchenbuch gefunden habe, in vielen Ackten, waren namens Stenger, Zauter und Kreiner als Zeugen unterschrieben.

Die erste Kindtauf, welche in diesem Buch eingeschrieben, ist 1644. Es war Göttel des Christoph Kreiners Hüttenmeisters Eheliche Hausfrau.

Nach diesem, das zweytes welches ist getauft worden, war Göttel des Johann Steger Hüttenmeisters eheliche Hausfrau. 1648.

In dem dritten 1650 nannte sich der Vetter Adam Stenger, Hüttenmeister auf der Glashütte Sucht. Pathe ist gewesen Johannes Stenger Hüttenmeister auf der Rotsteg.

In allen Ehe-, Tauf- und Toden acten finden sich Stenger bis 1670, welche hüttenmeister waren, aber nicht so lang Kreiner und Zauter. In der Sucht waren wenig Menschen und haben meistens ihre Kinder auf andern Orten taufen lassen.

1688, ist unser gemelder Urgrossvater gestorben, welcher der letzte hüttenmeister in der Sucht war; sein Todenackt im Todendbuch lautet also:

Den 2ten Febris 1688 ist begraben worden der Ehrsame Adam Walter als gewesener Hüttenmeister, nachdem er zuvor den Isten um drey uhr in Gott seelig entschlafen ist; liegt gegen dem grossen Kreuz gegen der Kirchenthür.

Also war er in der Ehe 21 Jahr, hat sechs Kinder, namens Stephan, Nicklaus, Peter, Martin (welcher letzte mein Grossvater war), Ursula und Margreda; diese alle waren noch kleine Kinder. Die urgrossmutter führte die Glashütte noch so bis 1700, nachdem ist diese Glashütte abgegangen, und die Glashütte Meysenthal erbaut worden anno 1702. Diese Jahrzahl habe ich noch öfters an der alten Hütte gesehen.

Diese Glashütte wurde durch die drey Brüder Nicklaus, Stephan und Martin Walter (mein Grossvater), Stephan Stenger und Martin Burgun mein anderer Grossvater und dessen Bruder Nicklaus gebauet. Diese alle bauteen sich grosse häusser von grund aus mit Holz, und Scheueren an die häusser. Von diesen Häusser stehn heute noch drey; dem Nicklaus Walter seines, dem Martin Walter seines, welche nach-

gehends von unseren Aeltern sind mit Mauern unterfangen worden. Sie baueten sich ein jeder eine Potaschhütte<sup>6</sup>), und jeder machte seinen Potasch selbsten. Sie liessen ihre asche in den waldungen brennen, denn das Holz war im überfluss, und ist sehr vieles verfault. Sie hatten viele mühe das holz zu vertilgen; wo die Glashütte, Häusser, Matten und Felder sind, war alles ein schöner Buchwald.

Die drey Brüder Walter haben ihrem Bruder, dem Peter Walter, den ganzen hof, welcher ihren Eltern war, übergeben, nemlich das Hauss welches man heut das hofhauss nennt, wie auch das hofgut, welches vorne um die Sucht herum liegt.

Die eine Schwester dieser vier Brüder hat sich verehlicht auf Ralingen welche man die Hüttingred in Ralingen nannte, die andere Schwester in das Meyenthal bey der Lädenbach<sup>7</sup>), allwo damahls auch eine glashütte war, welche ich, als ich 16 Jahr alt war, in dem Meyenthal als eine alte Frau gesehen und mit ihr gesprochen habe, allwo sie mir von ihrer jungen Zeit, von der Sucht und Meisenthal erzählte mit weinenden augen; sie war noch die einzige von ihren geschwistern bey leben.

1720 haben sich unsere Grossaeltern entschlossen noch eine Glashütte zu bauen für ihre Kinder, erwählten also den platz, den man damahls die Götterbrück nannte, weil es ein dicker Wald war, und der weg von Sargemin, Rohrbach, und die umliegenden Ortschaften dadurch gieng; der platz aber wo die Glashütte steht, war ein sumpfiger nasser platz und ein dicker wald, so haben die Bauersleute diesen platz gebrückt mit hölzernen Stangen, eine an die andere, damit sie über diesen platz fahren konnten mit ihren Fuhren aus Lothringen in das Elsass, haben diesem platz den namen gegeben Götterbruck<sup>8</sup>). Wie nachgehend der namen Götzenbruck geworden, dieses ist mir unbekannt. Von diesen Bruckhölzer habe ich noch viele gesehen aus der Erde graben, auf den Hauss plätzten, als man die Fundamente wo jetzt Häusser stehn ge graben hat. Es waren lauter buchene stangen und lagen eine an der andere alle ganz blau.

Diese Glashütte haben eingerichtet die drey Brüder Nicklaus, Stephan, Martin Walter und Stephan Stenger, alle vier von Meisenthal. Der Martin Burgun mein Grossvatter wie auch sein Bruder Nicklaus Burgun wollten keinen antheil an dieser unternehmung, weil diese sich zu schwach befanden. Derowegen beruften diese vier noch den fünften namens Peter Stenger von

Waldenburg obig Pfalsburg, welchem Stenger des Stephan Walter von Meysenthal seine Ehefrau Schwester war. Diesem gaben diese vier von Meusenthal einen sechsten theil von der Glashütte und von den sechshundert acker, welche sie im Erbstand hatten; zu dieser Glashütte baueten sie sich kleine häusselein von holz für ihre arbeiten; die vier ersten aber waren wohnhaft in dem Meysenthal. Der Peter Stenger war wohnhaft in der Glashütte so lang bis er sich auch ein kleines hauss gebauet hatte; also führten diese alle diese Glashütte so lang selbsten bis sie grosse Kinder hatten. Nachdem solche denn das glasmachen im Meysenthal gelernt haben, hat ein jeder von den alten zwey von seinen auf die Götzenbruck gethan. Niclaus Walter welcher der aelteste von den drey Brüder war, seine zwey Söhnen den Stephan Walter und Kaspar Walter seine zwey Söhne, Hanns Walter und Kaspar



An der Grenze von Elsass u. Lothringen, Zeughäuselbuche

Walter welchen man den langen nannte, Martin Walter mein Grossvatter, Christian Walter und Martin Walter. Nicklaus Hild welcher die Witbibe von dem Stenger Stephan zur Ehe genommen hat, einen Sohn von seinem Vorfahrer namens Stephan Stenger und einen von seinen leiblichen Söhnen Peter Hild welcher wohnhaft war auf dem Königsberg. Diese alle waren glasmacher, arbeiteten alle selbsten in der glashütte, aber nicht wie man heut zu tag das glas auf stühlen macht, sondern ein jeder auf seinen Beinen. Ein jeder hat zwey hölzerne brettlein auf seinen Beinen angeheftet, welche zwey zoll breit waren, und auf den nebenseiten mit einem schmalen Eisen beschlagen<sup>9)</sup>; so wohl der aufbläser als wie der auftreiber hat jeder einer zwischen dem andern eine Stange gegen den Glasoffen und seinen Obentrog<sup>10)</sup> gegen dem platz welchen man die werst<sup>11)</sup> nannte; durch dieses war ein jeder vom andern unterschieden, und arbeiteten doch allzeit zwey mit einander nemlich der auftreiber und der aufbläser. Auf diese art arbeitete man in diesen Zeiten. Unsere Aeltern und Voraeltern, ich selbsten habe auch auf diese art gearbeitet in meiner jungen Zeit; Ein Jahr auf dem Blinden walsch<sup>12)</sup>, ein Jahr auf dem Harberg<sup>13)</sup>, ein Jahr zu Montermé bei Charleville<sup>14)</sup>, ein Jahr auf der glashütte von Vannes bei Vaucouleurs<sup>15)</sup> an dem ersten offen da diese glashütte ist erbaut worden im Jahr 1765, wie auch zu Meysenthal und Götzenbrück habe ich etwelche Monathe gearbeitet; nachdem habe ich mich auf handelschaft und reissen begaben, und habe fünfzehn jahre gereisset, in die Schweiz, Frankreich, Brabant und Holand; In Deutschland aber bin ich nicht weiter gekommen als Franckfort und dem Rheinstrom nach. Dieses schreibe ich damit man in der Nachwelt noch wissenschaft hat, wie man in vorigen Zeiten gearbeitet hat in dem glasmachen bis 1800. Da sind die Stühle zum glasmachen zu Meysenthal und Götzenbrück aufgekommen.

Nachdem unsere alte Grossaeltern seelig im Herrn entschlafen sind, so haben die Geschwistern vom Meysenthal und jene welche zu Götzenbrück wohnhaft waren alles hinterlassen von ihren Aeltern, nemlich Meysenthal und Götzenbrück alles, Güter und Glashütte in der einigkeit mit einander getheilt ungefehr in den Jahren 1749 und 1750.

Auch baueten unsere Grossaeltern im Jahr 1725 eine Kapelle auf den platz wo heute die Kirche ist welche wir im Jahr 1815 erbauten; Ein jeder von Götzenbrück und Königsberg hat nach seinem belieben zu diesem bau beigetragen. Meysenthal und Götzenbrück waren vorher alle beyde in der Pfarrey Sucht; alle mussten in der Sucht getauft, vereheligt und begraben werden, bis 1802 haben wir zu Goetzenbrück den ersten

Kirchhof erhalten, 1807 haben wir das Pfarrhauss gebaut.

1809 haben die Bürger von Meysenthal und Schieresthal die erste Kirche im Meysenthal gebaut.

Die erste Suchter Kapelle ist, wie das erste Suchter Kirchenbuch lautet, im Jahre 1659 erbaut wroden, dieses buch beschreibt also, dass die Glasser einhellig beschlossen haben Gott zu Ehre eine kleine Kapelle zu bauen allwo alle glaser und holzhauer ein jeder nach vermögen dazu beygetragen hat, welche ist eingeweitet worden den 8te Juny am feste der heilige dreyfaltigkeit in welcher an diesem tage die heilige Messe und Predigt zum erstenmahl gehalten worden ist. Diese Kapelle ist gestanden ausser dem Ort auf dem hoffeld, ungefehr 200 Schritte hinter dem Pfarrhauss oben an dem weg gegen dem Kammerthal in welcher ich in meiner Jugend, da ich in der Sucht in die Schule gieng, öfters war. Es war platz ungefehr für dreysig Personen.

Dieses Kirchenbuch sagt also weiter: Gelobt sey Gott in Ewigkeit, lieber freundlicher Leser: Nachdem die Glasser unsere liebe vorfahrer das Bitschergewäld durchsucht, und diesen Ort vor allen andern, wegen seiner gelegenheit auserwählt haben, ihre Kunst da förderlichst zu betreiben so haben sie zuforderst ihn angelegen seyn, die ehre und den Dienst Gottes bestens zu bevördern, wohl wissend dass an Gottes Segen alles heil und Wohlfahrt gelegen ist welcher Segen seine unermessene Güttigkeit desto reichlicher denen mitteilt welche seiner höchsten Majestät gebührende Ehre und dienst all und jederzeit erweissen; dahero sie sich befliessen alle fromme Katholische Christen, ihre schuldige Pflicht und andacht mit Mess und predigt hören, es keines wegs zu unterlassen, und obschon sie anfangs aus mangel an Mittlen gezwungen waren, ihre Andacht in einer sauberen stube oder zimmer zu verrichten, hat es ihnen doch in die lange geschienen Göttlicher Ehre nicht gemäss zu seyn durch öftere abwechlungen den Ort zu entehren, an welchem zuvor die allerheiligste Geheimnisse gehandelt worden sind, haben derowegen einhellig beschlossen noch eine eigne kleine Kapelle Gott zu Ehre aufzurichten, welche dann im Jahr 1659 werkstellig gemacht worden ist, wie schon gemeld; weiter sagt das Buch:

Anno 1668, als die liebe leute auf der Glashütte durch Gottes Segen aufgekommen waren, haben sie samtlich mit herz und einhelligen gemüht zur schuldigen dancksagung eine neue zierlichere Kapelle von grund auf aufgebaut und ist von P. Augustino Weistorf (Soicété Jesus) zum erstenmahl darin der heilige Gottesdienst den 4ten October gehalten worden.

An dieser Kapelle war ein kleines Schulhäusslein in welchem ich öfters in meiner Ju-

gend war. Anno 1725 ist an diese Kapelle das Langhauss gebaut worden und anno 1770 hat man die Kapelle abgebrochen, welche war wo heut das Chor ist, wie auch das Schulhäusslein und die Kirch vergrössert.

Hier sehn wir wie unsere Vorfahrer und Vorfätern für den dienst Gottes besorgt waren und wir sind in unsren zeiten öfters so nachlässig. Jetzt sind sie in der Ewigkeit, bald werden wir bey ihnen seyn; dienen wir Gott bis an das ende.

Im Original Style ausgeschrieben durch Peter Berger, Paris den 1sten Jänner 1830.

Buchdruckerei Joseph Völcker, Saargemünd.

#### Anmerkungen

In seinem erschöpfenden Werke «Les verreries du Comté de Bitche» (1887), erwähnt Ad. Marcus wiederholt ein handgeschriebenes Heft, in dem vor über hundert Jahren ein alter Glasmacher Erinnerungen über die Glashütten im Bitscherland zusammenstellte. Alle Hoffnung, das wertvolle Heft in die Hände zu bekommen, schien vergeblich. Nach der Lektüre des Aufsatzes «Glasbilder im Elsass und in Lothringen» (Elsassland, 1936, April u. Mai) übergab uns Herr Pauli E., Direktor der Glashütte Goetzenbrück, der s. z. das Manuskript hatte drucken lassen, das einzige Exemplar, das noch aufzutreiben war mit der gütigen Erlaubnis, es hier zu veröffentlichen. Alle Freunde heimischer Geschichte werden ihm dafür Dank wissen.

Der Abdruck hat die alte, stellenweise originelle Rechtschreibung des biederer Glasmachers Georg Walter beibehalten. Eine Anmerkungen schien des besseren Verständnisses wegen am Platze.

<sup>1)</sup> Triesch (driesch, auch Eigenschaftswort) nennt man in Lothringen unbebautes Land, das im Lauf der Jahre sich mit einer Grasnarbe bedeckt hat und als Weide der gesamten Bevölkerung offen steht.

<sup>2)</sup> «Grumbärn» heissen die Kartoffeln noch heute.

<sup>3)</sup> Die mittelalterliche «Geleitsstrasse» von Lamparten (Lombardei) nach Flandern führte von Strassburg über

Goetzenbrück nach Saargemünd-Saarbrücken, wo sie sich gabelte. Sie war eine der wichtigsten Verbindungen.

<sup>4)</sup> Heute Rosteig.

<sup>5)</sup> Typisches Beispiel für Volksetymologie. Den Namen vermag ich nicht zu erklären.

<sup>6)</sup> Potasche zur Glashbereitung wurde von den Glasmachern selbst hergestellt, durch Auslaugen von Buchenrasche in grossen Töpfen. Daher der Name.

<sup>7)</sup> Lettenbach bei Albersweiler (Kr. Saarburg).

<sup>8)</sup> Der biedere Schreiber denkt wohl an «Gitterbrücke». Es besteht wohl kein Zusammenhang mit dem Bohlenweg, der in sehr alte Zeit zurückreichen kann.

<sup>9)</sup> Heute sitzt der Glasmacher auf einem Stuhle, der an den Seiten wie Armstützen wagerechte Bretter trägt, auf denen er die ballenförmig aufgeblasenen Glasklumpen zwecks Façonnierens rollt. Früher geschah dies auf zwei an den Beinen angeschnallten Brettern.

<sup>10)</sup> «Obentrog»: Ob en = Ofen, heute im Bitscherland «Owen» gesprochen. Das Wort bedeutet also Of ent ro g. Der Glasmacher muss die Glaspfeife, die beim Glasschöpfen (beim «Anfangen») sehr heiss wird, abkühlen. Dies tut er, indem er sich Wasser zur Hand hält, mit dem er die Pfeife, nachdem er sie aus dem Hafen zurückgenommen hat, befeuchtet. Heute hat der Glasmacher das Wasser in Blecheinern, zur Zeit des Chambré Yerri war das Wasser anscheinend in einem Trog, den man den O f e n t r o g nannte.

<sup>11)</sup> «Werst» nannte man in der Bitscherländer Glasindustrie einen Rechtsanteil an einem Glasofen. Der Ofen war gemeinschaftlicher Besitz ursprünglich einer einzigen Familie, so z. B., dass 4 Brüder ihn erbauten und in Betrieb hatten. Durch Vererbung gingen die einzelnen Anteile selbstständig in anderen Besitz über. Somit bezeichnete «eine Werst» (in unserem Falle ursprünglich  $\frac{1}{4}$ , bei gleichfalls 4 Kindern, nur mehr  $\frac{1}{16}$  usw. Wie Herr Direktor Pauli mitteilt, wurde die Werst bis zu  $\frac{1}{144}$  vererbt. Dieser Tatbestand allein erweist den Betrieb der Glashütten des Bitscherlandes als Familienbesitz.

<sup>12)</sup> Heute Plaine-de-Valche, Kr. Saarburg.

<sup>13)</sup> Heute Harreberg bei Saarburg.

<sup>14)</sup> Eingegangen.

<sup>15)</sup> Bedeutende Hohlglas-Industrie.

Mitgeteilt von E. Linckenheld



Zabern

# Wetternachrichten aus dem 13. Jahrhundert

Naturgeschichtliche Aufzeichnungen der Baseler und Colmarer Dominikaner  
Mitgeteilt von Dr. L. Kehren

Bei den ungewöhnlichen Witterungsscheinungen des letzjährigen Sommers, die sich besonders im Monat Juli und zu Augustbeginn bemerkbar machten, hat sich sicherlich mancher von uns im stillen gefragt, ob es denn auch in vergangenen Zeiten vorgekommen ist, dass das Wetter so andauernd launisch und schlecht ausgefallen ist wie anno Domini 1936, wo wir im Juli allein 22 Regentage zählen konnten. Die beste Antwort auf diese Frage geben uns die meteorologischen und naturgeschichtlichen Notizen aus den Jahrbüchern der Baseler und Colmarer Predigermönche, die besonders für den Zeitabschnitt von 1267 bis 1305 viel Interessantes bringen.

Seit 1267 finden sich solche gelegentlich in den Jahrbüchern von Basel, und vom Winter 1277/78 ab, wo die Mönche von Basel nach Colmar übersiedelt waren, werden sie in den Colmarer Jahrbüchern eifrig fortgesetzt bis zum Jahre 1472. Eine Auswahl der interessantesten dieser Berichte möge hier mitgeteilt werden, so weit sie auf das Elsass Bezug haben.

Vom Wetter und was davon abhängt, Hochwasser, Frostschaden, Erntezeiten und dergleichen ist folgendes zu melden:

Im Jahre 1268 fiel vom 25. Februar bis zum 10. Juli in der Umgebung von Colmar kein Tropfen Regen, die Hitze war gross. Der Rhein schwoll so hoch, dass er alle Brücken zerstörte, denn in den Alpen war Regenwetter an der Tagesordnung.

Die Jahre 1269 bis 1271 litten unter Raupenfrass derart, dass kaum ein Baum im Blätterschmuck zu finden wär.

Am 6. Juli 1270 hatte man zu Rufach schon reife Weintrauben.

Im Herbst und Winter 1271/72 herrschte vom 18. August bis 12. Januar Nebel bei mässiger Temperatur. Im folgenden Winter trat Anfang Dezember strenge Kälte ein, die am 23. Dezember so stark würde, dass der Messwein vor der Erhebung der Eucharistie gefror.

Von 1271 und 1272 wird noch berichtet, dass die Wölfe in Uffholz mehrere Kinder und in Wattweiler und Umgegend gar mehr als 40 gefressen haben.

Anno 1274 herrschte von Januar bis Johannis Kälte und Nebel. Am 26. Juni fing starkes Regenwetter an, das erst am 25. Juli aufhörte. Am 19. September fiel Reif, der viel Schaden an den Trauben anrichtete, und erst am 11. November

begann die Weinlese. Dagegen hatte man in demselben Sommer schon am 3. Juni neue Gerste gedroschen.

Im folgenden Winter gab es viel Schnee, am 1. Februar 1275 lag er bei Rufach so hoch, dass kaum ein Pferd laufen konnte.

1275/76 war wieder ein langer Winter, am 6. Dezember begann der Schneefall im Gebirge, am Weihnachtsabend in der Ebene, und der Schnee blieb liegen bis zum 10. Februar. Dann folgte eine so frühe Wärmeperiode, dass am 5. April die Weinstöcke ausschlügen, aber am 7. und 8. April erfroren sie. Ferner wird vom 15. August 1276 berichtet, dass an diesem Tage mehrere Bäume zugleich Früchte und Blüten trugen. Am 26. November des gleichen Jahres war schon solches Frostwetter, dass bei Rheinfelden der Rhein auf dem Eise überschritten werden konnte, und erst am 15. Januar 1277 gab es Tauwetter.

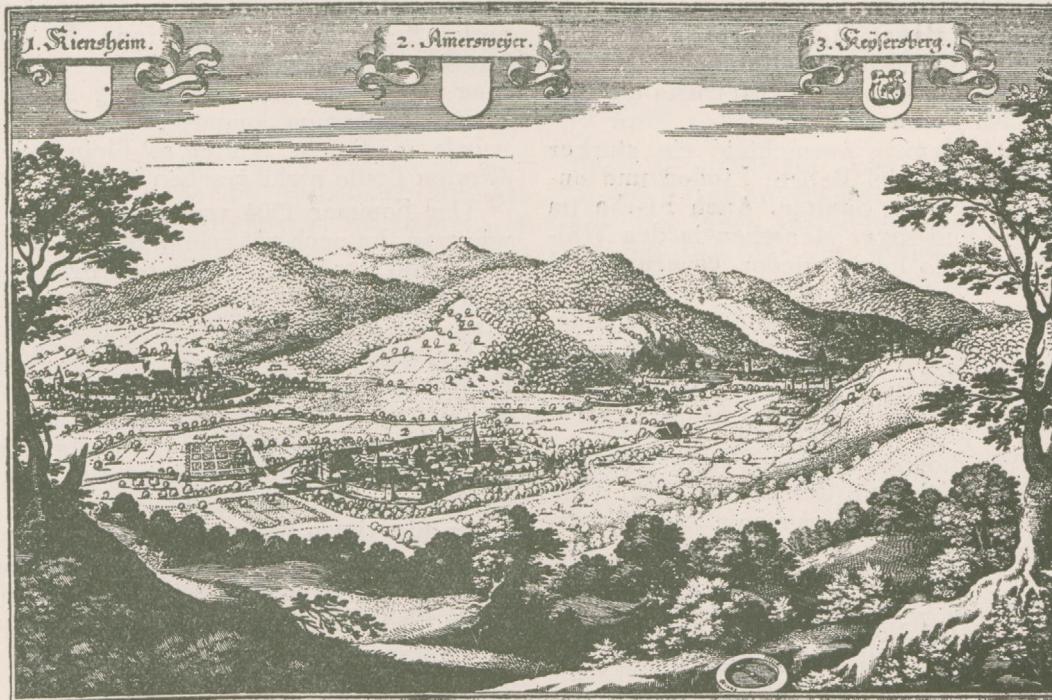
Im Jahrbuch von 1275 hat der Chronist eine etwas eigenartige Bauernregel eingetragen. Sie lautet: Im Januar geputzte Weinstöcke bringen Beeren, welche nur aus Kern bestehen. Beschneiden bei zunehmendem Monde gibt volle, Putzen bei abnehmendem magere Beeren. Besser ist es im März zu beschneiden.

Am 6. Juli 1279 kam schon neues Korn in Colmar auf den Markt, während bei Strassburg die Ernte durch Mäuse geschädigt war, auch war das Korn schlecht, so dass leicht Würmer hineinkamen.

Der Herbst 1280 war überaus nass, die ältesten Leute hatten noch nicht so viel Wasser gesehen.

Im Februar 1281 wurde Sulz von einer Ueberschwemmung heimgesucht, wobei auch viel Land versandete. Bei Gebweiler veranlasste das Wasser einen Bergsturz.

Das Frühjahr 1281 schien gut werden zu wollen, schon im Februar trafen einige Störche ein, obwohl noch viel Schnee lag. Die meisten Störche kamen allerdings erst am 12. März, an welchem Tage der Schnee abtaute. Viel Wild war darin umgekommen. Im Herbst desselben Jahres war das Korn teuer, der Wein jedoch billig, ein Ohm guter Wein 9 Pfennig. Auch das Obst war in diesem Jahre spottbillig: Regelsbiren 40 Stück für 1 Pfennig, Gigilsbiren 60 Stück für 1 Pfennig und Grunacheräpfel ein Bugty voll für 5 Pfennig, wobei zu bemerken ist, dass der Pfennig damals ungefähr den Wert von 12 heutigen französischen



Nach Merian

Drei Städte in einem Tal

Centimes hatte. Unter dem 31. Mai ist eingetragen, dass auf den Bergen des Elsasses Erdbeeren wachsen, die von den Armen gesammelt und verkauft werden.

Am 18. Januar 1282 fiel wieder einmal sehr hoher Schnee. Am 31. Mai gab es Kirschen und Erdbeeren in Menge, auch schon reife Getreidekörner. Not und Teuerung waren infolge der vorjährigen Missernte gross. Schon am 10. Juni fing die Ernte an. Sie war allgemein vor Johannis. Es «regnete» Honig, und die Weinlese begann vor dem 15. September.

Der Winter 1282/83 war auffällig warm. Am Neujahrstage sah man an mehreren Orten das Korn Aehren treiben. Die Störche kamen am 22. Februar 1283, am 12. März die Schwalben, Kuckucke und Fledermäuse, welch letztere man demnach damals für Zugvögel hielt. Mitte März blühte das Korn, am 10. Mai gab es die ersten neuen Körner. Die Weinreben hatten schon am 25. März Blätter und Zweige getrieben. Anfang Mai sah man Turtel- und Ringeltauben — beide Arten werden in den Jahrbüchern als Zugvögel aufgefasst. Am 1. Juni wurden reife Erdbeeren, Kirschen und Erbsen feilgeboten. Die Weinstöcke bildeten viel Holz.

1284 am 24. April verdarben viele Weinberge. Von Anfang August bis zum 25. November war schönes Wetter fast ohne Regen. Es gab guten Wein in Menge, er schien aber nicht haltbar zu sein.

Im Jahre 1286 fiel schon am 16. September auf den Bergen viel Schnee. Der 30. September brachte starken Reif, und dies wiederholte sich, sodass Blätter und Trauben von den Weinstöcken fielen und der Wein sehr teuer wurde.

An Stellen, wo sonst geringer Wein wuchs, gedieh anno 1287 ein trefflicher Wein, dagegen wuchs Wein geringer Qualität in den Bergen, die sonst den vorzüglichsten Wein im Elsass liefern.

Anfang Februar 1288 warf ein Sturm beim Hohnack einen ganzen Wald um. Am 1. März war der Rhein bei Basel zugefroren, und der Messwein fror in den Kelchen.

Der Winter 1289/90 war warm und feucht. Vor Weihnachten trugen Pflanzen Blüten und Bäume Blüten und Blätter, Jäger fanden Erdbeeren. Noch vor dem 6. Januar hatten einzelne Elstern, Hühner und Tauben Junge. Die Bäume behielten die alten Blätter bis neue kamen. Vor dem 15. Januar schlug der Weinstock aus und trieb Blüten, und zu Egisheim badeten die Buben im Bach. Am 2. Februar sah man Störche und hörte ziehende Vögel in den Lüften, die man für Pfauen hielt (pavones audiebantur). Der Sommer war kühl und nass, die Ernte schlecht.

Der Winter 1291/92 war wiederum bis zum 1. Februar milde. Dann fror bei Breisach der Rhein zu, dass man ihn mit Karren und Pferden überschreiten konnte, und die Bürger gaben 10 Pfund Pfennige (ungefähr 500 heutige Franken) für das Aufeisen, um die Schiffahrt frei zu

machen (vor der Rheinregulierung war die Strömung schwächer als jetzt). Im Herbst gab es viel Wein. Der Herr von Rappoltstein nahm allen seinen Untertanen ein Fünftel des Herbastes ab, und das machte 540 Fuder aus.

1294 am 16. Januar vernichtete ein starker Frost bei Hagenau viel Reben; Linden und andere Bäume bekamen Spalten. Auch Fische im Wasser, Vögel und sogar Menschen in den Wältern kamen um. Es folgte wieder Teuerung und Not.

1295 war eine grosse Rheinüberschwemmung, das Flussbett änderte sich derart, dass (Alt) Breisach nunmehr auf das linke Rheinufer kam, während es vorher auf dem rechten gelegen hatte, wo es ja auch jetzt wieder liegt.

1297 gab es schon am 4. August reife Trauben. Am 8. September begann der Herbst. Der Wein war gut und so reichlich, dass man alten geringen Wein umsonst hergab, um nur Fässer für den neuen freizubekommen. Ein Ohm guter Wein kostete 1 Pfennig in Colmar und in Schlettstadt 8 Pfennig. Am 17. November desselben Jahres gab es im Garten der Dominikaner zu Colmar blühende Rosen. Am selben Tage aber fiel der erste Schnee.

Am 4. August 1302 war eine grosse Rheinüberschwemmung. Ein Strassburger Bürger fing einen grossen Hecht in seinem Keller. Am 21. Dezember kam strenge Kälte und Notstand. In diesem Jahre gab es sehr wenig Wein, der noch obendrein sauer war. Der Ohm alter Wein, der

rar war, stieg auf 52 Pfennige. Der Abt von Pairis verkaufte 40 Fass zu 800 Pfund. In Westhausen kostete ein Fuder Wein bei 100jähriger Abzahlung 100 Pfund, bei Barzahlung 20 Pfund. Der Rhein, welcher im Sommer so gross gewesen war, wurde in diesem Winter so klein, wie ihn die ältesten Leute nicht gesehen hatten.

Der Sommer 1304 war so heiss und trocken, wie man ihn noch nie erlebt hatte. Die Ernte war reich und das Korn billig, das Brot aber teuer, weil wegen der Dürre die Mühlen Wassermangel litten. An mehreren Stellen zwischen Basel und Strassburg konnte man den Rhein durchwaten. Es wuchs ein trefflicher Wein, «der die Zungen der Armen wunderbar löste».

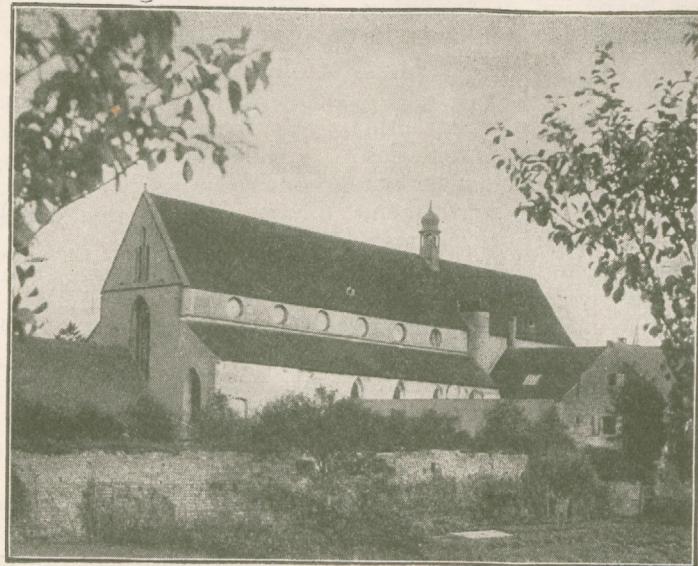
Der Winter 1304/05 war lang. Es war Mangel an Viehfutter. Schafe und anderes Vieh wurden mit Stroh gefüttert. Die Rheinschiffahrt litt noch unter niedrigem Wasserstande.

Notizen von Erdbeben während dieser Zeitsperiode von 38 Jahren sind gemacht am 26. Oktober 1280, im Jahre 1289 und am 3. April 1295.

Wintergewitter gab es in den Jahren 1281, 84, 88, 91 und 1302.

Bedeutende Hagelwetter unter anderen am 18. Mai 1281 bei Kenzingen und am 10. Juli 1288 bei einem schweren Gewitter, welches in die Burg Rappoltstein einschlug.

Wir können also getrost sagen, dass das Wetter schon vor siebenhundert Jahren war «tout comme chez nous».



Die alte Franziskanerkirche zu Rufach

# Zur Geschichte der Rheinauer Mühle

Von E. Karleskind

Da, wo die Strasse von Friesenheim nach Rheinau in der Nähe der Ruhebank umbiegt, zieht ein Viehweg rechts gegen Schönau. Es ist dies das uralte Mühlsträsssel. Vor Jahrzehnten stand an dieser Stelle ein Wegweiser mit der Aufschrift: «Rheinauer Mühle», und noch heute heissen die umliegenden Grundstücke einfach: «Am Waijwieser». Eine gute Wegstrecke von 6 km führt uns an den Platz, wo einst während Jahrhunderten die Mühle der Stadt Rheinau gestanden hatte. Fr. Baldensperger hat uns in dieser Zeitschrift (Heft 7, 1933) ein recht anschauliches Bild von dem Mühlenbetrieb vor seiner Zerstörung entworfen. Wir wollen versuchen, diese Schilderung durch einen kleinen geschichtlichen Beitrag zu vervollständigen.

Die Rheinauer Mühle gehörte ohne Zweifel zu den ältesten und bedeutendsten Mühlen der Rhein- und Riedgegenden. Ueber ihren Ursprung ist nichts bekannt. Aus einer völlig zerstückelten Pergamenturkunde, welche der Junker Albrecht von Pfaffenlapp im Jahre 1470 siegelte, geht hervor, dass Utilgen und Veltin und Rabann (us?) kilchherr die Niedermühle für 29 römische Gulden an die Stadt Rheinau verkauften. War diese Niedermühle die erste Mühle der Stadt Rheinau? Leider sind nur noch einige Bruchstücke des Verkaufs vorhanden. Bekanntlich nannte man die Mühle in Markolsheim die Obere Rheinmühle. Die Rechnungen der alten, befestigten Stadt Rinowe erwähnen im 15. Jahrhundert eine «gemeine Mahlmühle», und in dem Gedenkbüchlin von 1594 ist die Rede von einem «gärtlin bey der Milen» und von dem «miller von der Blawelmil». Die ursprüngliche Rheinauer Mühle stand «im Lehel» und setzte sich aus der Reibi oder Blawelmühle (vier Hanfreiben) und der Mahlmühle zusammen. Sie wurde in den frühesten Zeiten von der Stadt selbst verlehnt. Im Jahre 1604 wurde sie abgerissen und von der gesamten Bauernschaft und der Fischerzunft wieder aufgerichtet. Der Müller bezahlte an die Stadt eine jährliche Getreidegült von 80 Fierteln Mulzerkorn und von der Reibi einen Zins von 15 Pfundpfennigen. In der Mahlmühle hatten die Rheinauer Bürger und Heimischen das Vorrecht. Nicht länger als über Nacht durfte der Müller ihr Getreide stehen lassen und ihnen von jedem Fiertel Mulzer nicht mehr als einen «gestrichenen Vierling» abnehmen. Von den Fremden erhielt er einen «gestrichenen Dreiling». In der Blawelmühle, ob tags oder nachts, musste jeder Rheinauer «von den vier stempfflen» 1 Schilling bezahlen. Um jede Stockung im Betrieb der

Reibi zu vermeiden, kamen die Fremden meist in der Nacht an die Reihe, und der Müller liess sich von ihnen «nach Billigkeit» vergüten. Einmal im Tag fuhr der Müller mit seinem Karch in den Flecken, um von den Bürgern die Früchte abzuholen und das Mehl ins Haus zu liefern.

Die Mühlgült und den Blawelzins musste der Müller jedes Vierteljahr an die Stättmeister abliefern. Er durfte nicht mehr wie 12 Hennen und einen Hahn, 4 Kühe und 2 Schweine halten. Letztere mussten in der Mühle selbst geschlachtet und durften nicht nach auswärts verhandelt werden.

Wiederholte Niederwasser, grosse Ueberschwemmungen des Rheines zwangen oft den Müller, seinen Betrieb wochenlang einzustellen. Die alte, hundertjährige Mühl-Ordnung wurde abgeändert, und statt der 80 Fiertel Mulzerkorn bezahlte der Müller nach dem Schwedenkrieg nur noch «55 Viertel zue beständig Mühlín gült» und von dem Blawelgeld nur noch die Hälfte. In den ersten Jahren nach 1650 schwankte die jährliche Einnahme aus der Mahlmühle der Stadt Rheinau zwischen 35 und 10 Fierteln und diejenige aus der Reibi zwischen 7 Pfund und 18 Schilling. Auch der Stabhalter, der Stadtschreiber, der Schulmeister, die vier Rheinfergen der Fahrschiffe, der Bannwart, die Hirten und die Handwerker erhielten zu ihrer Besoldung einen Teil des Mühlenmulzers. In schlechten Jahren gingen sie alle leer aus und die Stadt musste dann infolge grosser Reparaturen, wie z. B. in den Jahren 1660 und 1661, ständig zusetzen. Das Blawelgeld wurde pro Tag auf 2 Schilling 6 Pfennig festgesetzt; dieser Satz galt für alle Bürger und Hintersassen, ob sie tags oder nachts in der Reibi waren.

Kurz vor dem Dreissigjährigen Krieg sass der Müller Leonhardt Heller auf der Riedmühle; die bekanntesten Müller, soweit wir sie aus den Rechnungen und Zinsbüchern haben ermitteln können, waren Peter Brandter, Hans Heinrich Brunnenkant; Jonas Harlepp; Melchior Gröschken; Hans Conradt und Hans Georg Brandter (1696).

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts lag die Rheinauer Mühle «uff dem Grossen Riedt an der bannscheidts» im Kanton Löhl vollständig verfallen «durch höchst schädliche Veränderung des Rheines, Hinpressung des Landes und Mühlgiessens in Ruin». Die durch die schweren Kriegslasten und Steuern erschöpfte Gemeindekasse «mit alt und neugemachten grossen Schuldenhaufen beladene, arme Gemeind» vermochte die



Ignaz Joseph Wachenheim, geb. 1807

Mühle nicht wieder aufzubauen. Die Stadt Rheinau schloss daher am 20. Hornung 1696 mit dem bisherigen Müller der Oberen Rhein-Mühle in Marckolsheim, Meister Johann Heinrich Rossenberger, einen Erblehn-Vertrag, welcher später der Gemeinde zum Verhängnis werden sollte. Rossenberger, gebürtig aus Saussen (Lantzer Amt), wird in den späteren Urkunden als der eigentliche «Erbauer der rheinauer Mahlmühl» bezeichnet. Dieser Erblehn-Vertrag, den der Oberamtmann Franz Reich von Platz in Gegenwart des Ratsherrn und Zieglers Hans Paul Kuder von Marckolsheim beurkundete, ist in vieler Hinsicht interessant.

Es durfte zu ewigen Zeiten kein unkatholischer Müller den Mühlenbetrieb übernehmen, und sollte der Müller oder ein Erbe dem alten Glauben untreu werden, so würden sie der Lehnung verlustig gehen. Auch nach dem Aussterben des Rossenbergischen Stammes und falls keine Erben in der absteigenden Linie vorhanden wären, würde die Mühle wieder an die Stadt Rheinau zurückfallen. Besonders die zwei folgenden Bestimmungen brachten später die Gemeinde in grosse Verlegenheit. Der Artikel 5 der Lehnung lautete: «Meister Rossenberger soll nach gewiesener Schatzung unsere gemeine Mühl samt Reibenhaus, wasserbaw, schopff und ställen in seinen eigenen Kosten, Muss und Brod, abrechen und in das Maurerseil auf unserem

Grossen Riedt, allwo er sich die Gelegenheit an dem sogenannten Metzgergiessen ausgesehen, transportieren und in Gottes Namen hinstellen auch nach Belieben und bestem Vermögen.» Der zweite Artikel bestimmte, dass der Müller sein Bauholz, Geschirrholz, sowie alles nötige Brennholz kostenlos in den Gemeindewaldungen hauen und holen durfte.

Der Müller musste sich verpflichten, zweimal in der Woche, besonders aber jeden Samstag mit dem Fuhrwerk bei den Bauern die Früchte abzuholen und das Mehl ohne jede Vergütung abzuliefern. Er durfte von den Rheinauer Bürgern und Insassen kein Beutelgeld fordern und musste sie ungehindert, nachts oder tags von 6 bis 6 Uhr reiben lassen. Wie in früheren Jahren, bezahlten die heimischen Mahlkunden pro Tag 2 Schilling 6 Pfg., und mit den Fremden konnte sich der Müller «wegen des Reibens und Beutelgelds nach seinem Belieben abfinden». Der Müller durfte sich nur der «rheinauischen Gefächten und Maassen» bedienen und von einem Heimischen oder Fremden nicht mehr wie einen Dreiling vom Fiertel Frucht «und folgends von einem und mehr Sestern nach proportion des gedachten dreiling Messel» zum Mulzer- oder Mahllohn nehmen.

Die Gemeinde ernannte einen «verständigen und tauglichen» Ratsschöffen zum Mühlenmeister. Dieser musste öfters den Mühlengang besichtigen und alle Streitigkeiten zwischen den heimischen und fremden Mahlkunden schlichten. Er erhielt als Lohn im Jahre 2 Fiertel Mulzer von der Gemeinde und ebensoviel von dem Müller. Letzterer bezahlte jährlich (in vier Raten) einen Erblehnzins von 45 Fiertel Mühlenmulzer, die er zu seinen Kosten auf den Kasten der Stadt Rheinau liefern musste. Die Gemeinde gewährte dem Müller einen Zinserlass, wenn wegen Wassermangel der Mühlenbetrieb drei bis vier Wochen stillstand.

Rossenberger liess im Jahre 1698 den Mühlengießen ausgraben und entlehnte für diese Arbeiten von den Stättmeistern eine Summe von 150 Gulden (75 Pfund). Dieser Müller war nicht nur ein tüchtiger Meister und Bauherr, sondern auch ein gottesfürchtiger und frommer Mann. Zahlreiche Stiftungen, darunter eine Jahreszeit für die Rheinauer Gemeinde und eine feierliche Votivmesse zu Ehren des hl. Fridolin am 6. März, gehen auf die Eheleute Rossenberger-Kleinemann zurück. Leider sollte er sich seines Werkes nicht lange erfreuen. Er ertrank im Rhein und sein bejahrter Vater Leonhart Rossenberger stand mit den minderjährigen Knaben Hans Michel und Hans Heinrich und den Mädchen Anna, Maria und Catharina allein dem Betriebe vor. Im Jahre 1707 nahmen sich der Rat der Stadt Rheinau und der Schultheiss Weiss Johann von Diebolsheim der Waisen an. Die Mühle wurde von 1708



Rheinauer Mühle um 1860

Boulet pinx.

bis 1715 von dem Mühlartzen Diebold Siegwalt, Sohn des Stabhalters Diebold Siegwalt von Schönau, weitergeführt. Er bezahlte an die Gemeinde die jährliche Gült von 45 Fiertel Mühlenmulzer und eine Summe von 200 Gulden an die vier Waisen. Diebold Siegwalt heiratete die ältere Tochter Anna Maria Rossenberger und verwaltete die Rheinauer Mühle in musterhafter Weise. 1709 baute er mit Genehmigung des Sundhauser Dorfherrn Franz Jacob Wurmser von Vendenheim oberhalb des Mühlenwehrs, an dem sogenannten Grämelgässel-Giessen, eine Schleuse und erhielt 1715 von der Stadt Rheinau einen 16 Acker grossen Platz im Grossen Rieth in Erblehn; er bezahlte dafür einen jährlichen Zins von 18 Gulden Strassburger Währung. Diebold Siegwalt (siehe Inschrift in der Mauer des alten Rheinauer Friedhofes) hatte ebenfalls drei Knaben: Franz Theobald (geb. 16. 1. 1714), Johann Georg (geb. 17. 6. 1716) und Franz Anton (geb. 10. 2. 1729). Nach seinem Tode führte der ältere Sohn Franz Theobald die Mühle weiter. Seine Frau Bohl Barbara schenkte ihm ein Söhnlein Franz Georg. Der Verwalter und Vogt der Siegwalt'schen Erben, Albrecht Ignatz, kündigte die Mühle und liess sie 1752 versteigern. Das Höchstgebot (300 Gulden Strassburger Währung) fiel auf den Müller Frantz Joseph Rennert, Sohn des Müllers der Kraftmühle (Erstein) Rennert Bal-thasar. Seine Frau, Magdalena Kiefferin, gab die Mühle 1755 zurück. Auf Rennert folgte Andreas Meng, Sohn des Müllers Johann Jacob Meng von der Wantzenauer Mühle, und 1763 kam die frühere Müllersfamilie aus Benfeld Jacob Kammerer - Odilia Gisselbrechtin in die Rheinauer Mühle.

1767 verkaufte der Eigentümer Frantz Georg

Siegwalt für 26 872 livres (Pfund) die Rheinauer Mühle an den in Kentzingen wohnhaften Advokaten des Conseil Souverain d'Alsace: Dr. Poirot Louis Jacob, welcher die Mühle an den Müller Joseph Iber aus Niederhausen verpachtete. Mit Frantz Georg Siegwalt erlosch das alte, weitgeschätzte Müllergeschlecht der Rheinauer Riedmühle. Von ihm stammt das 1733 errichtete Kreuz (Inscription: H. M. = Hans Michel, D. S — A. M. R = Diebolt Siegwalt — Anna Maria Rossenbergerin), welches als einziges Andenken den Untergang der Riedmühle überstanden hat.

Dr. Poirot liess im Jahre 1755 die Mühle versteigern; da aber der Mindestwert von 9000 Gulden nicht erreicht wurde, fiel sie wieder an den Eigentümer zurück. Laut Versteigerungsprotokoll musste der Steigerer — er konnte jetzt auch der protestantischen Religion angehören — alle Kosten der Versteigerung, den herrschaftlichen Pfundzoll und den Ehrenschatz (Laudenium) bezahlen. Dazu kam noch eine Summe von 300 Gulden für die Epeingles oder sogen. Guffen. Ferner musste der Steigerer neben der jährlichen Gült noch 18 Gulden Erblehnzins an die Gemeinde abliefern. Die Immen und Tauben blieben dem Versteigerer vorbehalten; auch hatte der neue Müller keinen Anspruch auf die 2 Viertel Feld «in dem Enclos oder bezirck der Güther», die den Siegwaltischen Erben gehörten.

Im folgenden Jahre wurde die Rheinauer Mühle von den Müllern Fridolin Albrecht (Benfeld) und Joh. Georg Sibner (Obenheim) abgeschätzt und vollständig ausgebessert. Nach einer im Gemeindearchiv von Friesenheim aufgefundenen Kostenberechnung vom 9. 5. 1775 schuldete Dr. Poirot der Stadt Rheinau noch den Ehrenschatz des Kaufpreises der Mühle in Höhe von

617 Livres (Pfund) für 3 Fiertel  $4\frac{1}{2}$  Sester Mühlmulzer und 112 Livres (Pfund) für die Verpflegung der Soldaten des Regiments de la Chaîne. — Nach den Notizen, die wir im Archiv Rheinau gemacht haben, kamen die Soldaten des Regiments Royal Bavière (capitaine Grühm, commandant de la Chaîne) am 2. November 1768 in die Rheinauer Mühle; sie blieben bis Ende 1771 in Rheinau; am 21. 11. 1770 kam Sr. Vernicourt, officier de la Chaîne, nach Rheinau, wo er vom Januar bis zum 16. April bei der Familie Kegelin logierte. — Die Mutter von Dr. Poirot liess durch den Greffier Jean Schneider in Marlenheim die Schuld begleichen.

Eine neue Blütezeit erlebte die Rheinauer Mühle nach der Uebernahme durch die Familie Wachenheim. Der Familientradition zufolge sollen die Wachenheim aus dem Rheinland ins Elsass eingewandert sein. Ob sie mit dem mittelrheinischen Adelsgeschlecht in verwandtschaftlicher Beziehung stehen, entzieht sich unserer Kenntnis. Ein Peter Feidel von Wichenheim wird im Fehdebrief der Grafen von Leiningen 1455 in Oberehnheim erwähnt.

Die Eheleute Franz Iganz Wachenheim (geb. 20. 2. 1738) und Marie Odile Hoffmann, beide aus Oberehnheim gebürtig, erwarben nach der Wiederinstandsetzung 1775—1776 von Dr. Poirot die Riedmühle. Vier Jahre später verkauften sie die Mahlmühle im Kleinen Viertel (Hoffmännische Mahlmühle) in ihrem Geburtsort für 900 Gulden Strassburger Währung an den Müller Hans Georg Pfaff. Die Wachenheim brachten die Mühle der Stadt Rheinau zu hohem Ansehen; sie selbst gehörten zu den vornehmsten und bedeutendsten Familien der weiten Umgebung. Da in ihrer Genealogie grosse Verwirrung herrscht, wollen wir hier, was den Rheinauer Zweig anbelangt, einige Erläuterungen einfügen.

Die Wachenheim, von welchen hier die Rede ist, stammen aus Ottrott und aus Oberehnheim. Letztere teilten sich im 17. Jahrhundert in zwei Linien: Simon Wachenheim (Ehefrau Pistorius) und Andreas Wachenheim (Ehefrau Graff). Erstere sind die Vorfahren der Müller der Riedmühle. Franz Ignaz Wachenheim hatte 13 Kinder, darunter 6 Knaben. Der älteste der Söhne, ein Zwillingskind, Franz Ignaz (geb. 11. 9. 1778), führte nach dem Tode seines Vaters (1805) die Rheinauer Mühle, nunmehr auch Wachenheimer Mühle genannt, weiter. Er war mit Marie Elisabeth Kieffer aus Benfeld verheiratet und starb in Schlettstadt am 7. März 1844. Franz Ignaz Wachenheim, der zweite Riedmüller, war eine der markantesten Persönlichkeiten der ganzen Rheingegend. Sowohl in landwirtschaftlichen (Obstbau, Getreidezucht), als auch in wissenschaftlichen Kreisen war er wegen seiner Gelehrsamkeit und seinen Kenntnissen hochgeschätzt. Sein

Vater war ein dem Königtum und der Kirche treu ergebener Mann. Zur Revolutionszeit half er zusammen mit den vielen aus seinem Geburtsort stammenden Douaniers den Geistlichen und anderen Emigranten an diesem abgelegenen Winkel über den Rhein. Auch der Riedapostel Franz Benedikt Hürstel hatte in der Wachenheimer Mühle seine Zuflucht gefunden. Bekanntlich stand er wegen der leidigen Friesenheimer Kirchgangsfrage in regem Schriftwechsel mit Franz Joseph Weinborn, dem Generalvikar des Bischofs in Ettenheim. Mehr als einmal war man ihnen auf den Fersen, und die Regierung schickte den Gendarmerie-Hauptmann Muiron nach Rheinau, um die «conduite contrerévolutionnaire imputée au meunier» zu überwachen und alle verdächtigen Personen verhaften zu lassen. Im Jahre 1796 brach in der Mühle ein Grossfeuer aus, dessen Schaden sich auf 10 080 livres bezifferte. Nach dem Tode seiner Frau, am 5. Dezember 1795, heiratete Franz Iganz Wachenheim (I.) im Alter von 55 Jahren ein zweites Mal mit Thérèse Hübel. Aus dieser zweiten Ehe stammt der spätere Müller von Ohnenheim Charles Wachenheim. Letzterer, verheiratet mit Anna Maria Walter, Tochter des Müllers von Mackenheim, hatte nicht weniger als 14 Kinder. Wie sein Stiefbruder Franz Ignaz (II.) erwarb auch er sich in der Landwirtschaft hohe Verdienste. Die Bewässerung des Ohnenheimer Bannes und die Regulierung der Blind ist sein Werk. Er starb am 21. Juni 1858 im Alter von 58 Jahren.

Aus der Ehe des zweiten Wachenheim auf der Riedmühle entsprossen 12 Kinder. Der älteste der Söhne, Ignaz Joseph (geb. 21. 4. 1907), heiratete Madeleine Schwartz aus Hessenheim und übernahm die Mühle in Ingersheim. Er ist der Schwiegervater des im Jahre 1832 verstorbenen Brigadegenerals Viktor Kolb. Seine beiden Brüder Eugène François (geb. 1812, gest. 1863) und Laurent Gabriel (geb. 1821, gest. 1868) verwalteten das Erbe ihrer Väter.

Unter der Verwaltung der Wachenheim wurde der Mühlenbetrieb immer umfangreicher. Er bestand im 19. Jahrhundert aus einer Fruchtmühle mit 4 Mahlgängen, 4 Hanfreiben und 2 Dreschmaschinen. Im Jahre 1831, nach der katastrophalen Ueberschwemmung im September, mussten grosse Reparaturen an den Ableitungen oberhalb der Redoute Marter-Wacht vorgenommen werden. 1853 bauten die Wachenheim an der Quelle des «Neugraben» im Rheinauer Spitalgut ein Schutzbrett ein, und drei Jahre später hatte die Behörde die erste Wasser-Ordnung des Rheinauer Mühlenwerkes erlassen. Hier, wie auch anderswo im Ried, brachten die schwierigen Wasserverhältnisse die Mühlenbesitzer öfters in Streitigkeiten mit den Eigentümern der angrenzenden Güter. Die unter Rossenberger aufgeworfene Werb, die

vom Stalle der Mühle bis zum Schäntzlein der «Hohen Matt» zog, war viel zu hoch angelegt, so dass bei jedem Hochwasser die Fluren der Gemeinden Sundhausen, Diebolsheim und Rheinau überschwemmt waren. Laut Urkunde vom 25. 4. 1747 bildeten diese drei Dörfer eine Rheinwehr, die sich verpflichtete, bei ausserordentlichem Hochwasser dem Müller an die Hand zu gehen.

Seit dem Erblehn von 1696 war die Rheinauer Mühle das ständige Sorgenkind der Gemeinde. Statt «zu der Gemeind Gröss und besseren Nutzen» zu sein, machte die Gemeinde sehr schlechte Geschäfte. Zwar hatten die Revolutionsgesetze den Lehnvertrag gebrochen, doch blieb die Dienstbarkeit in der jährlichen Rente von ungefähr 42 hl Mulzer zugunsten der Gemeinde weiter bestehen. Diese Rente musste noch nach jedem Nieder- oder Hochwasser ermässigt werden. Der Müller hatte das Recht auf jährlich freie Lieferung von 100 Ster Brennholz, 500 Wellen, soviel Faschinen als nötig zur Befestigung der Abläufe und Nutzholz zum Unterhalt der Mühle und evtl. zum Wiederaufbau einer neuen Mühle. Vor 1870 war die Mühle mit einer Grundrente von 45 Fiertel Mulzerkorn (= 50 hl, 14 l, 35 ct) belastet; ferner stand der Gemeinde die Hälfte von 50 ctm pro Tag und pro Nacht an der Hanfreibe genannt «Bürgerland», und eine jährliche Geldrente von 35 Frs. zu.

Immer seltener und teurer wurde das Eichenholz im Rheinwald. Viele Bäume gingen zu grunde, und die Holzschläge für die Jahresfeuerung und die Rheinbauten (Faschinen) bedrohten die Holzbestände. Nach einer vom Gemeinderat am 13. 2. 1853 aufgestellten Bilanz der Einnahmen und Ausgaben der Mühle musste die Gemeinde jährlich rund 195 Frs. zusetzen. Die Naturleistung der Gemeinde beziffert sich von 1843—1851 auf 6695 Frs. Wiederholt versuchte daher die Gemeindeverwaltung diese schwere Last durch Einlösung der Erblehn abzuschütteln. Doch vergebens. Der Müller bestand auf den alten Bestimmungen und wies die Gemeinde auf den Artikel 5 des Erblehnvertrags hin, wonach

bei Einstellung des Mühlenbetriebs die Gemeinde verpflichtet sei, ihm einen neuen Bauplatz abzutreten.

Es sollte bald anders kommen. Die beiden Brüder Wachenheim, die auf der Riedmühle sassen, waren mit zwei Schwestern, Adèle Poirson (gest. 1876) und Valérie Poirson (gest. 1898) aus Illkirch, verheiratet. Nach dem frühen Tod der Müller führten die Witwen den Betrieb weiter. Ihre Kinder waren damals noch minderjährig, die Geschwister Wachenheim auswärts wohnhaft, und zudem war das ganze Anwesen stark verschuldet. Die Witwen verlangten daher vor 1870 die Erlaubnis, die Liegenschaften versteigern zu dürfen. Die Gemeinde erhob Einspruch, und es kam erst am 29. 3. 1875 in Rheinau zur Versteigerung. Die Rheinauer Mühle wurde an Ignaz Hilsz, Maire, welcher das letzte Angebot von 40640 Mark gemacht hatte, zugeschlagen. Damit war das Schicksal der alten Riedmühle, die nun genau 100 Jahre im Besitz der Wachenheim war, besiegelt. Während der Lehnung an Rheinauer Bürger, brannte sie zum Teil noch ab, so dass die Gemeinde 1882 die Gebäude zum Abbruch versteigern und die Wiesen und Aecker verpachten liess. Am 18. März 1885 wurde das in Matten umgewandelte «Mühlengut» in Losen von 24—30 Ar öffentlich versteigert; der Erlös diente zur Deckung der Anlage des Rheindamms von der Rheinaermühle abwärts bis zum Schaftheuquerdamm und dessen Verlängerung (mindestens 10 700 Mark Anteil der Gemeinde an den Kosten der Dammanlage).

Der ganze Mühlenbesitz ist heute spurlos verschwunden. Wer einmal diese rheintopographisch interessante Gegend durchwandert, wird den Gedanken, dass hier einst Menschen gelebt und gelitten haben, nicht mehr los; der Geist der Vergangenheit taucht vor ihm auf. Werke zur Verteidigung unserer Heimat sind in der Nähe am Rhein errichtet und, wo ehedem das Mühlenrad klapperte, blickt der Gekreuzigte, ewigen Frieden verkündend, auf den Wanderer herab.



# Das Lätzekäppel

Ein Weissenburger Märchen von Charles Hummel

In dem von der hinteren Spitalgartenmauer und der hohen Wallmauer des Nussremparts eingesäumten, schmalen Wege befindet sich das «Lätzekäppel». Ueber den heute zugemauerten Eingang in der Wallmauer fielen früher die Ranken der aus der Mauer herauswachsenden Haselnusstauden und des Efeus. Der heute verfallene unterirdische Gang, der sich unter dem Nussrempart und dem «Krappenloch» hindurch bis zum Pauliner Schloss zog, hatte seinen Namen von dem zwergartigen Kobold, der die Höhle bewohnte und die Kappe stets «lätz», d. h. verkehrt, auf hatte, erhalten. Das Lätzekäppel war sehr gefürchtet, ganz besonders von den Kindern. Es konnte sich unsichtbar machen, allerlei menschliche und tierische Gestalten annehmen, und es ging die Sage, dass es des Nachts seinen Bau verliess, um sich den Schläfern der Stadt auf die Brust zu setzen, sie zu würgen, zu quälen, fürchterliche Träume in ihnen zu wecken, dergestalt dass sie, von Unruhe und Aufregung gepeitscht, in die Höhe fuhren und vor Angst jämmerlich schrien. Auch erzählte man sich, dass derjenige, dem es gelingen würde, ihm die Kappe zu entreissen und sie ihm «recht» aufzusetzen, ihn von seinem bösen Zauber befreien könnte. In der feuchten, unterirdischen Behausung, in die kein aufhellender Lichtstrahl fiel, und die von Gewärm, von Kröten, Schlangen und Basiliken angefüllt war, sollten grosse Reichtümer, so auch die von dem bösen Abt Philipp der Abtei unterschlagenen Kostbarkeiten aufbewahrt sein. Trotzdem bei den Kindern die Haselnüsse als Leckerbissen sehr beliebt sind, getraute sich doch keines von ihnen in den feuchten Durchgang zwischen den hohen Mauern, und auch die älteren Leute machten lieber einen Umweg, als am «Lätzekäppel» vorbeizugehen.

Es war an einem warmen Nachmittag im Monat März, als sich das «Lätzekäppel» anschickte, einen kleinen Spaziergang in die nähere Umgebung der Stadt zu machen. Das Podagra plagte ihn, und das Reissen in den Gelenken verursachte ihm böse Schmerzen. Er beschloss, den Weg über den Mühlberg zu nehmen und droben auf dem Geiter sich die Sonne ins Blut brennen zu lassen, um dieses wieder einigermassen in Zirkulation zu bringen.

Auf der Höhe angelangt, setzte sich das «Lätzekäppel», das die Verkleidung eines harmlosen Spazierängers angenommen hatte, auf einen am Wege stehenden Baumstumpf und sah auf das zu seinen Füssen liegende Städtchen, umgeben von Festungsmauern und Wallgräben. Die Zinnen

und Spitzen der Beobachtungstürme blitzten hell in der Sonne, die Türme der alten Klosterkirche standen in einem ganz feinen Dunst, und die kleinen Weiher vor dem Bitscher Tor glänzten gleich flüssigem, in grossem Schmelzriegel gegossenem Blei. Plötzlich vernahm das «Lätzekäppel» Stimmen hinter sich, und bei näherem Zusehen sah es eine ärmlich gekleidete Frau, die in den Reben Salat gestochen hatte und auf dem Heimwege begriffen war, mit ihren Kindern direkt auf sich zukommen. Durch die schöne, warme Witterung in eine gehobene Stimmung versetzt, beschloss er, sich in ein Gespräch mit der Frau einzulassen.

«Salat gestochen, liebe Frau», sagte er, sich von seinem Sitze erhebend.

«Man hat keine andere Wahl, wenn man sich bei diesen trostlosen Zeiten schlecht und recht durchbringen will, Herr.»

«Habt Ihr keinen Mann, der für euch arbeitet?»

«Ach, wenn Ihr's wüsset, wie es mir geht...»

«Wer ist es denn?»

«Man heisst ihn in der ganzen Stadt nur den Radi!»

«Ah, der Radi! Den kenne ich natürlich! Ja, da glaube ich's Euch gerne, liebe Frau, wenn es Euch nicht zum besten geht, und verstehe jetzt auch Eure Worte. Allerdings sorgt der Radi mehr für das Gedeihen und Wohlergehen der Witte als für seine Familie, denn er ist ja ein Trinker und soll, wie ich schon hörte, obendrein auch seine Frau noch misshandeln und drangsalieren. Ist es nicht so?»

«Ehstand ist Wehstand!»

«So, so! Ihr seid also dem Radi seine Frau?»

«So ist's.»

«Na, da habt Ihr wirklich nichts Schönes auf der Welt! Ich bedaure Euch.»

«Damit ist mir aber nicht gedient.»

«Allerdings nicht! Aber ich will's versuchen, Euch zu helfen!»

«Ihr mir? Oh, Ihr könnt mir nicht helfen, Herr, mir meinen Kummer nicht vom Herzen nehmen.»

«Wer weiss!»

«Nein, nein! Ich muss mein Schicksal allein mit Geduld tragen, so lange wie mich unser lieber Herrgott am Leben lässt.» Bei diesen Worten fing die Salatmarie so bitterlich zu weinen an, dass ihr die Tränen unaufhörlich über die Wangen liefen und dass es dem «Lätzekäppel» ganz wunderlich um's Herz wurde. Als die Kinder der Salatmarie dies sahen, fingen sie ebenfalls zu weinen an, und der Aelteste, im Glauben, der



Zeichn. A. Fischer

Weissenburg, Am Bruch

fremde Mann wäre die Ursache des Leids seiner Mutter, hob die Hand gegen ihn auf und ging unternehmungsmutig auf ihn zu mit den Worten: «Du böser Mann, warum machst du meine Mutter, die dir nichts zu Leid getan hat, weinen?»

Das «Lätzekäppel» strich dem armen Jungen liebkosend über das Haar und suchte ihm seine Meinung auszureden und ihn zu beruhigen. Zur Salatmarie gewendet, sagte es: «Habt Vertrauen zu mir, Frau!»

«Aber wer seid Ihr, Herr, wenn es zu fragen erlaubt ist?» entgegnete sie.

«Ich bin das «Lätzekäppel», das in dem unterirdischen Gewölbe hinterm Spitalgarten haust, das ihr Menschen einen Unhold, Kobold und Plagegeist schimpft, eines jener elbischen Wesen, die in der Natur bald menschenfreundlich, bald menschenfeindlich ihr Spiel treiben. Aber Euch will ich helfen, Frau!»

«Na, ich will sehen, ob Ihr Wort halten werdet, Herr Lätzekäppel!»

«Ich verspreche es Euch in die Hand und möchte Euch zum Schluss noch bitten, gut Obacht auf Euren Korb zu geben und von dem Inhalte desselben ja nichts fortzuwerfen, falls Euch die Last mit der Zeit schliesslich zu schwer werden sollte.»

Da musste die Salatmarie doch lachen über den krausen Sinn dieser Rede und entgegnete: «Aber ich werde doch nicht so dumm sein und meinen Salat, an welchem ich mich bald kreuzlahm gesucht habe — denn es gibt heuer wenig genug — und der für mich bares Geld bedeutet, fortwerfen! Wenn ich das täte, gehörte mir ja geschröpfelt!»

Die Sonne war jetzt hinter dem Scherhohlrücken hinabgesunken, grau überzog sich der Himmel, und ein rauher Märzenwind pfiff über den Windhof herüber. Es wurde empfindlich kalt, die in den Reben noch arbeitenden Wingertsleute wischten sich mit ihren flanelgefütterten Fäustlingen Tropfen unter der Nase fort, zogen sich das Cachenez fester um den Hals und rüsteten sich allmählich zum Heimweg. Auch das «Lätzekäppel» setzte sich in Bewegung, um seiner ungastlichen Höhle zuzusteuern.

Unterdessen war die Salatmarie schon ein gutes Stück vorwärtsgekommen. Frohgemuter als vorher, weil um eine Hoffnung reicher, war sie ausgeschritten und hatte auf dem ganzen Wege ständig an das «Lätzekäppel», seine freundlichen Worte und das Ereignis, das eine Besserung ihrer Lage herbeiführen sollte, denken müssen. Aber auch die Kinder stellten fortwährend Fragen über das «Lätzekäppel» und brachten die Mutter oft in Verlegenheit. Sie konnte ihnen nicht genug erzählen von dem sonderlichen Kauze und vermochte ihre Neugierde nicht restlos zu stillen. Unter solchem Gespräche waren sie immer näher

an die Stadt herangekommen, und die Mutter hatte es anfangs gar nicht gemerkt gehabt, dass ihr Korb immer schwerer wurde. Sie nahm ihn jetzt alle Augenblicke in den andern Arm, musste ihn öfters abstellen, um sich zu verschaffen, und glaubte schon an einen schlimmen Streich, den ihr das «Lätzekäppel» gespielt hätte. Sollte es ihr vielleicht einen schweren Stein in den Korb getan haben? Zuzutrauen wäre es ihm gewesen, war es doch überall als Schelm und Plagegeist bekannt. Sie untersuchte den Korb auf seinen Inhalt, konnte aber nichts Absonderliches feststellen. «Das ist doch mal sonderbar!» sagte sie ein über das andere Mal. «Am Anfang ist es doch ganz gut gegangen, und erst jetzt, wo ich meiner Wohnung immer näher komme, wird der Korb stets schwerer!» Und der Korb wurde schliesslich so schwer, dass die Salatmarie in Versuchung geriet, einen Teil des Salates aus dem Korbe herauszuwerfen, aber die geheimnisvollen Worte des «Lätzekäppel» und die Nähe ihrer Wohnung hielten sie doch davon ab. So schlepppte sie sich denn, trotzdem sie jeden Augenblick umzusinken drohte, keuchend und stöhnend bis zum Hausflur und mit letzter Anspannung ihrer Kräfte und Aufbietung ihrer ganzen Willenskraft, von Stufe zu Stufe stehen bleibend und nach Atem ringend, die Treppe hinauf und erreichte, am ganzen Körper zitternd und in Schweiss gebadet, die Stube. Aber wie durch Zaubermacht fühlte sie sich jetzt wieder frisch und wohl, alle Müdigkeit war mit einem Male vorüber, so dass die Salatmarie von neuen Zweifeln geplagt, meinte: «Wer weiss, ob es nicht doch ein Schabernack vom «Lätzekäppel» gewesen ist! Dieses sitzt schliesslich jetzt irgendwo und macht sich über mich lustig, weil ich mich wie eine arme Sünderin so abschleppen musste.» Aber sie hatte keine Zeit, unnützen Gedanken nachzuhängen, denn die Zubereitung des Nachtessens für Mann und Kinder stand in ihrem Tagesprogramm, und wenn auch vorauszusehen war, dass der Radi vor Mitternacht wieder nicht heimkam, so wollten die Kinder doch einen Teller voll warmer Suppe haben.

Nachdem das Essen zubereitet und aufgestellt war, nahm die Salatmarie das Strickzeug zur Hand, um den bereits begonnenen Strumpf zu Ende zu stricken. Eine tüchtige Hausfrau hat nie Zeit, die Hände müssig in den Schoss zu legen, sie findet immer Arbeit, und wo für einen Haushalt mit kleinen Kindern zu sorgen ist, ist Arbeit in Hülle und Fülle, mehr als zwei fleissige Hände zu schaffen vermögen und gar noch, wenn die Hausfrau darauf angewiesen ist, gegen Tagelohn bei fremden Leuten sich zu plagen. Nach dem Nachtessen brachte die Mutter die Kinder zu Bett, liess sie gewohnheitsmäßig ihr Nachtgebet sprechen, um sich hierauf an das Salatputzen zu machen, war doch am nächsten Vormittag Wo-

chenmarkt, auf welchem sie ihren Salat zum Verkauf stellen wollte. Sie hatte immer ihre ständigen Abnehmer und war viel zeitiger als die anderen Salatverkäuferinnen und weil ihre Ware gut gewaschen und gereinigt und viel präsentierfähiger als die der anderen war, auch in ganz kurzer Zeit ausverkauft. Wer beschreibt aber ihr Erstaunen, als sie an den Korb kam, aus welchem es ihr entgegenblitzte und entgegenfunkelte. Sie kam aus dem Verwundern nicht mehr heraus, denn jedes Salatstückchen war zu einem Klümpchen Gold geworden. Kein Wunder, dass der Korb so schwer war! Aber schon mischte sich in ihre Freude als bitterer Beigeschmack der Gedanke, der Radi könnte etwas von dem Segen merken. Sie machte sich deshalb Kopfzerbrechen, wie sie es anstellen könnte, den Schatz vor ihrem Manne und vor Diebsgesindel in Sicherheit zu bringen. Da ihr die Wohnung als Versteck nicht sicher genug erschien, schleppte sie den Korb mit dem Golde in den Keller und vergrub ihn dort, nachdem sie etliche Stückchen Salat an sich genommen hatte, um sie nach und nach beim Goldhändler in Bargeld umzutauschen.

Gleich am nächsten Morgen begab sie sich zu dem am Marktplatz wohnenden Goldschmied Hornus und zeigte ihm ein Goldklümpchen. Der betrachtete es durch ein Glas genau von allen Seiten, wog es ab, prüfte es abermals und konnte sich über die Feinheit und Lauterkeit nicht genug verwundern. Er bot ihr zehn Taler dafür, und die Salatmarie, die den Wert des Goldes ja nicht kannte, war es gerne zufrieden; denn zehn Taler bedeuteten ein kleines Vermögen für sie, von dem sie eine Zeit lang mit ihren Kindern fürstlich leben konnte. Direkt vom Goldschmied aus begab sie sich zum Schlächter Roos, um zur Feier des Tages sich einen saftigen Qualen vom Viertel herunterschneiden zu lassen. Und als erst der würzige, so ungewohnte Bratenduft sich durch das Zimmer verbreitete und die Mutter auch noch einen guten Tropfen Wein und als Dessert einen schönen Streuselkuchen auf den Tisch gestellt hatte, war eitel Freude und Dankbarkeit bei den Kindern, für die solch ein Schmaus etwas ganz Neues war, wurde doch nicht einmal Weihnachten solch ein Essen aufgetragen. Das Fragen der Kinder wollte kein Ende nehmen, und die Mutter erklärte, sie habe von ihrem ersparten Gelde den Kindern eine rechte Freude bereiten wollen.

Nach langem Ueberlegen war die Salatmarie zu dem Entschluss gekommen, erst abzuwarten, ob ihr Mann durch Vermittelung des «Lätzekäppel» wieder auf den rechten Weg zurückgeführt würde, bevor sie über ihren Goldschatz verfügen wollte. Vorläufig hatte es ja auch keine Eile, und von dem Ergebnis der Veränderung

wollte sie dann ihren Plan, den sie schon fix und fertig hatte, abhängig machen.

Das «Lätzekäppel» hatte schon eine Zeitlang überall herumspioniert, um den Radi zu fassen. «Einmal muss er mir ja doch in die Hände laufen!» sagte es sich. Und richtig! Wie vermutet, geschah es auch. Es war an einem schönen Frühlingsabend gewesen. Nachdem dann die Schatten aus den Niederungen emporgewachsen und der Mond am Himmel heraufgezogen war, verliess das «Lätzekäppel» nach seiner Gewohnheit seinen unterirdischen Bau, begab sich auf die Suche nach dem Radi und kam in die Gegend der Walk vor dem Bitscher Tor. Auf den Lauterwiesen sassen Nixen mit Kränzen aus Schwertlilien in den Locken und führten nach dem Rhythmus der im Schilf musizierenden Frösche einen Reigen auf, die Grillen zirpten, und ein lauer Wind koste mit den Wellen. Zu dieser Stunde geschah es, dass der Radi, der betrunken nach Hause taumelte, dem «Lätzekäppel» in die Hände lief. Sofort machte es sich unsichtbar, sprang dem Säufer auf die Brust, würgte und drückte ihn, dass ihm Hören und Sehen verging, dass er nicht mehr vor-, noch rückwärts konnte, und dass er nach Luft schnappen musste wie ein Fisch auf dem Trockenen. Der Radi fluchte wie ein Türke und heulte wie ein Schlosshund, aber je ärger er abwechselnd fluchte und heulte, desto schlimmer trieb das «Lätzekäppel» seinen Spuk mit ihm, desto mehr amüsierte es sich, lachte und kicherte schadenfroh, klatschte vor Freude in die Hände und rief:

«Behandelst du künftig die Frau nicht gut,  
Steige ich dir ganz anders noch auf den Hut!»

Und immer wieder von neuem quälte und plagte das «Lätzekäppel» den Radi, dass dieser immer lauter schrie vor Schmerz und vor Wut: «Lasse mich los, du Erzlump, du Spitzbube!» Aber ein schallendes Gelächter war die Antwort darauf. So ging es die ganze Nacht hindurch, und erst in der Frühe, als der Tag bleichte und der Radi mit tausend Eiden geschworen hatte, ein besserer Mensch und ein treusorgender Familienvater zu werden, regelmässig zu arbeiten, das Trinken zu unterlassen und seine arme Frau zu achten und zu schätzen und keine Hand mehr gegen sie aufzuheben, liess das «Lätzekäppel» von ihm ab und entliess ihn mit den Worten:

«Gut' Nacht, Radi, gut' Nacht!  
Von heute ab gebe ich acht  
Und halte täglich Wacht,  
Ich habe über dich Macht.»

Und verschwunden war es. Der Radi wusste es selbst nicht, wie er am Morgen nach Hause gekommen war: Geschunden, gequält, wie gerädert, zermürbt. Jeder Knochen des Körpers schmerzte ihn, und die Haut hatte alle Regen-

bogenfarben. Dazu wurde er von Gewissensbissen geplagt und war vollständig aus dem Gleichgewicht gebracht. Beschämt schlich er sich, um von niemand gesehen zu werden, hinter den Häusern hin. Die Salatmarie war schon wieder fleissig bei der Arbeit. Sie hatte ein Flickzeug vor sich auf dem Schoss, und die Sonne war gerade in ihrer vollen Pracht am Himmel aufgegangen. Mit der Nadel um die Wette gingen die Gedanken. Der Wecker auf dem Tische holte gleichmässig zum Schläge aus: Tick tack — tick tack — tick tack. Die Kinder lagen nebenan in der Kammer noch im tiefen, ruhigen Schlafe und schnarchten um die Wette, sorgenlos, kummerlos, nach der Weckermelodie tick tack — tick tack — tick tack! Die Salatmarie dachte über ihr elendes, verpfusches Leben nach, über ihre Jugend. Oh, wie waren doch früher ihre Hoffnungen so zahlreich, so glänzend gewesen! Wie die Blüten, die jedes Jahr das Frühjahr mit sich bringt. Aber wie diese wurden auch ihre Hoffnungen im Winde verweht. Sie entwickelten sich nicht zur köstlichen Frucht. Die Salatmarie hatte ihr Glück verscherzt. Niemals in ihrer Jugend hätte sie es sich träumen lassen, dass es ihr einmal so ergehen würde, dass sie in ihrem Leben so viel Kreuz schleppen müsste. O dieser Kummer! Wie durch Fensterscheiben sah er ihr aus den verweinten Augen, und wenn ihr Gang auch noch immer aufrecht und gerade und ihre Haltung mutig und furchtlos war, der Stachel sass doch im Herzen, schmerzte und bohrte. Was nützt alles Ringen und Arbeiten? — Wozu quälte sie sich so ab? — Was nützte der ihr gewordene Schatz, wenn ihr Mann, ein Elender, Nichtswürdiger, ihr Eheglück zerstört? Sie konnte sich nicht mehr recht darüber freuen. Sie fühlte sich im Gegenteil so elend und so müde, und Tränen rannen ihr aus den Augen auf die matten, abgearbeiteten, welken Hände.

In diesem Moment ging die Tür auf, der Radi kam. Und unwillkürlich zuckte er zusammen, als er in das vom fahlen Morgenlicht erhellte, übernächtige, verhärmte Gesicht seiner Frau sah. Seine Frau dünkte ihn in diesem Augenblick wie eine jener leidverschönten Heiligen. Ganz zaghaft ging er auf sie zu. Noch im unklaren, wie sie sein so ganz verändertes Benehmen bewerten würde, legte er leicht den Arm um sie, als hätte er Angst, er könnte ihr wehe tun. Verzeihung heischend blickte er in ihre verweinten Augen und sagte: «Liebe Marie, ich habe gefehlt! Ich sehe es jetzt erst ein, ich schäme mich vor mir selbst und bereue aufrichtig, was ich getan. Aber ich will auch wieder gutmachen, was ich an dir gesündigt habe, und verspreche es dir, ein anderer zu werden.» Von Rührung übermannt, zog die Salatmarie wortlos ihren Mann an sich, und er herzte und küsste sie wie vor langen Jahren.

Und was der Radi damals versprochen, das hatte er auch zeitlebens gehalten. Er wurde ein guter Ehemann und treusorgender Vater. Die Salatmarie hatte keinen Grund mehr, sich über ihn zu beklagen. Erst später erzählte sie dem Radi von ihrem Zusammentreffen mit dem «Lätzekäppel», von seinem Versprechen und dem Goldschatz. Als vorsichtige Frau hatte sie erst abwarten wollen, ob die Besserung auch anhalten würde. Nachdem sich so alles zum besten gewendet hatte, berieten sie die Zukunft miteinander und beschlossen, den von der Frau schon längst überlegten Plan zur Ausführung zu bringen. So veräusserten sie denn eines schönen Tages ihre Habe und siedelten nach Strassburg über. Sie wirtschafteten gut, das Geschäft blühte, und das Glück war ihnen hold. Die Kinder erhielten eine gute Erziehung, und es fehlte ihnen nichts mehr zum Glück, das sie letzten Endes doch nur dem «Lätzekäppel» zu verdanken hatten.



# Das Geheimnis vom blauen Loch

Von Ernest Schmitt, Schönau

Bekanntlich begleitet den Rheinstrom auf seinem Oberlauf von Basel bis Strassburg auf beiden Ufern ein Waldstreifen in der Breite von ungefähr ein bis vier Kilometern. Dieser sogenannte Rheinwald hat ein ganz eigenes Gepräge. Trotz der an vielen Stellen mit mehr oder weniger Erfolg versuchten Pflanzungen von Tannen und Fichten oder allerlei Hartholzarten ist er ein ausgesprochener Niederwald, der manchmal auch durch wildverwachsene, undurchdringliche Dickichte aus Dornen und Lianen einen ganz dschungelartigen Charakter aufweist.

In der Winterszeit herrscht in dem waldigen, sehr unebenen Gelände eine unendliche Einsamkeit. Nur Förster und Jagdhüter tauchen da manchmal auf und hie und da auch ein Jäger, der den Wildschweinspuren nachgeht.

Der Wildreichtum ist nicht besonders gross. Das jedes Jahr auftretende Hochwasser des Stromes vernichtet sehr viel von dem jungen Nachwuchs, und auch manches von dem alten Getier fällt den Fluten zum Opfer. Zahlreicher tritt nur das geflügelte Wild auf, und hierunter sind die Wildenten die bemerkenswertesten. In den tiefen Wasserlöchern und Wassertümpeln und in den manchmal seenartig ausgeweiteten Rheinarmen finden sie auch eine ideale Tummelgelegenheit; in der weltabgeschiedenen Ruhe und Stille stört oder behindert sie niemand.

Diese den Wald durchziehenden Wasserlöcher und Untiefen in den Altwässern haben oft einen ganz unglaublichen Wasserreichtum und eine Tiefe, die gar nicht festzustellen ist. Infolgedessen gefrieren sie im kältesten Winter auch nicht zu und dampfen, als wären es isländische Geyser. An der unergründlichen Tiefe hat selbst das jährliche Einschwemmen während des Hochwassers von allerlei Unrat und Kiess nichts ändern können. Der Wasserstand der Löcher ist auch heute, nach Jahrhunderten vielleicht, nicht zu ermitteln.

Ganz in der Nähe unseres Dorfes, am Rand eines den Wald durchziehenden Rheinarmes befindet sich auch so ein grosses Wasserloch, das allgemein unter dem Namen «Das blaue Loch» bekannt ist. Man nennt es so, weil das Wasser infolge der Tiefe immer eine bläuliche Färbung hat. Ein heiterer Lichtstrahl fällt nicht darauf; höchstens dass die Morgensonnen schüchtern ein paar Strahlen über die Wasserfläche wirft. Sonst sorgen dichte Sträucher und wildverästelte Rüsterbäume, die den westlichen, steilen Hang bewachsen und die wegen der Gefährlichkeit des Unterfangens nie abgeholt worden sind, dass der

Luftraum über dem Wasser immer düster bleibt und die Unheimlichkeit des Ortes noch bedeutend verstärkt wird.

Für uns Jungen war das «blaue Loch» immer ein Ort des Grausens. Wenn uns der Arbeitsweg da vorbeiführte, machten wir immer einen weiten Bogen darum. Die schönsten, an dem Platz wachsenden Maiglöckchen konnten uns nicht reizen, und selbst das Unglaublichste, ein neues Elsternnest auf den am «blauen Loch» stehenden Bäumen, liess uns ohne jedes Interesse. Einen Blick darauf zu werfen, um den von den ältern Leuten oft gerühmten Fischreichtum zu erspähen, nein, das hätte uns als ein Ding der Unmöglichkeit geschienen.

Und wie es in der Jugendzeit gewesen ist, so ist es auch in den späteren Jahren geblieben. Immer wurde der Ort ängstlich gemieden. Es mag wohl sein, dass die Unheimlichkeit vom «blauen Loch» noch mehr als von seiner Düsterkeit von den darüber umlaufenden Spukgeschichten genährt wurde. Haarsträubende Geschichten wurden von dem tiefen Wasserloch erzählt, und eine erscheint mir wert, auch in diesen Blättern festgehalten zu werden.

An einem schönen Maiennachmittag hatte ich, von einer Feldarbeit heimgehend, die Gesellschaft vom alten Fischer-Flori aufgesucht, der, wie ich wusste, oberhalb vom «blauen Loch» im Altrhein seinem Handwerk, der Fischerei, nachging. Ich traf auch glücklich den Mann, als er am Ufer des ruhigen Wassers sass und an seinen Netzen herumflickte. Nach seiner Gewohnheit knurrte und murmelte er etwas Unverständliches für sich und vor sich hin. Der Flori war ein richtiger Sonderling, der für sich allein hauste und seine kleine Wirtschaft selber besorgte. Mich mochte er immer sehr gut leiden. Das kam wohl daher, weil ich seinen «Verzählereien» stets mit offensichtlichem Genuss zuhörte und sie niemals mit einer ungeduldigen Bemerkung unterbrach, während die andern Dörfler sein wichtig scheinendes Reden gleich als leeres Geschwätz abtaten. Auch heute kam wieder bei meinem Auftauchen ein frohes Leuchten in seine Augen. Herzlich begrüsste er mich, und mit frohem, verhaltenem Lachen rief er mir gleich entgegen:

«Ich bin erfreut, dass du grad heute zu mir kommst. Eben bin ich über das blaue Loch mit meinem Schiffe gefahren, und da ist mir eine Geschichte eingekommen, die ich dir gleich erzählen will. Sie wird dich sicher interessieren, oder nicht . . .?»

«O doch», erwiderte ich rasch, und sofort setzte ich mich an seine Seite auf den sonnigen Rain.

«Hast du ein wenig Zeit», forschte er und sah mich dabei prüfend an. «Gewiss», beteuerte ich, «man erwartet mich daheim erst am späten Abend!»

«Also dann höre zu!» Umständlich stopfte er sein Pfeifchen fertig, zündete es an, legte im Sitzen die Ellenbogen auf die Knie und begann nach einigen tiefen Zügen aus seiner Pfeife mit seiner Erzählung:

«Von dem blauen Loch habe ich dir noch nicht viel berichtet. Was ich dir aber heute zu erzählen habe, kann wohl stark dazu beitragen, dir die merkwürdige Scheu, die viele vor dem Wasserloch haben, zu erklären. Unter den älteren Leuten ist die Kenntnis der Geschichte mehr verbreitet, als du ahnst; aber man redet nicht gern davon, und in einer kleinen Weile wird auch das letzte Ahnen der traurigen Begebenheit unter dem Kirchhofrasen begraben liegen. Die Scheu dagegen wird bleiben bis in alle Ewigkeit. Es ist halt, wie wenn ein Fluch der bösen Tat anhinge und den Ort des Schreckens mit einer Unheimlichkeit umhinge bis in alle Zeit. Da schon viele, viele Jahre vergangen sind und kein Angehöriger der Familie mehr lebt, kann ich dir den Fall wohl erzählen und davon reden; es wird mir's niemand übel nehmen.

Es stand einmal in unserm Dorfe ein grosser Bauernhof, gewiss der reichste der ganzen Gegend. Ausgedehnte Ländereien gehörten dazu, und in den Ställen wimmelte es geradezu von allerlei Vieh. Sein Besitzer war ein schon älterer Bauer, ein strenger harter Mann, den niemand liebte. Aber man fürchtete ihn wegen seines Reichtums und beugte sich ergeben vor seinem despotischen Charakter und Wesen. Er liess neben seinem Willen keinen andern gelten. Das wussten die Dienstboten wohl, und keinem und keiner wäre es eingefallen, eine Widerrede zu tun. Nicht so der einzige Sohn. Der hatte genau denselben Dickschädel wie sein Vater, und von einem einmal gefassten Entschluss war er nur schwer abzubringen. Da die Mutter fehlte — der Tod hatte sie schon frühzeitig geholt — griff niemand begütigend, beschwichtigend und versöhnend ein, so dass zwischen Vater und Sohn ständig eine Luft herrschte, die mit Elektrizität geladen war.

Am schlimmsten wurde es, als der junge Mann in das Alter kam, wo die Bauernsöhne gewöhnlich eine Frau suchen. Der Alte hatte schon Umschau gehalten und zur Schwiegertochter ein Mädchen bestimmt, das fast gerade so reich wie sein Sohn war. Der fühlte sich aber von der väterlichen Sorge nicht beglückt. Er blickte recht düster bei der Mitteilung des Vaters, dass er sich

morgen bei der ausgesuchten Braut vorzustellen hätte.

«Also», schloss der Alte seine in gewohnt bestimmtem Tone gehaltene Rede, «du machst dich morgen beim Aufstehen gleich fertig und gehst hinüber zu den Leuten nach Meisenheim. Sie wissen schon, warum du kommst; die Veronika erwartet dich zur Besprechung der Hochzeitsangelegenheiten.»

Der Junge antwortete zunächst nichts. Langsam stand er vom Stuhle auf, umklammerte mit seiner Hand die Lehne, knirschte ein wenig mit den Zähnen und wandte sich dann zur Türe. Dort drehte er sich plötzlich mit einem Ruck um, und hart und schwer fielen die Worte von seinen blassen Lippen:

«Nein, Vater, ich gehe morgen nicht nach Meisenheim! Ich habe mit der Veronika auch keine Hochzeitsangelegenheiten zu besprechen, da ich sie ja doch nicht heiraten werde.» — Der Alte war wie vom Donner gerührt; ganz fassungslos stotterte er: «Was, — hast — du — gesagt? Du heiratest die Veronika nicht?» Und mit gereiztem Tone setzte er noch hinzu: «Ich habe es doch so angeordnet! Ist dir vielleicht ein anderer Einfall gekommen?» «Ja, Vater», sagte ruhig der Sohn. «So!» Der alte Bauer unterbrach sein aufgeregtes Hin- und Herwandern, stemmte die Arme auf den Tisch, und indem er den Sohn lauernd anblickte, sagte er, jede Silbe scharf betonend:

«Dir ist ein anderer Einfall gekommen! Ja, da willst du wohl gar eine andere heiraten, he? Wer ist es denn, der du den Vorzug gibst?» Ohne auf den ironischen Ton des Alten einzugehen, antwortete der junge Mann:

«Sie ist niemand anders als unsere jüngste Magd, die Brigit!»

«Die Brigit! So, so, die Brigit! Du, der grösste Bauernsohn der Gegend, und eine Magd! Ja, denkst du vielleicht, dass ich die Einwilligung dazu geben werde?» Da hielt der Bauer nur mit Mühe seine Wut zurück. Nach einer Minute unheimlichen Schweigens fuhr er fort:

«Ich jage für's erste das freche Mädel fort!»

Diese Drohung brachte wieder Leben in die zusammengesunkene Gestalt an der Türe. Sich zur vollen Höhe aufrichtend, presste der junge Mann hervor: «Das wirst du nicht tun, Vater! Die Brigit weiss noch gar nichts von meinen Gefühlen, und das merke dir, Vater: Wo du die Brigit hinschaffst, da gehe auch ich hin. Ich leide es nicht, dass sie wegen mir auch noch leiden muss!»

Mit diesen Worten ging der junge Bauer hinaus und schlug die Türe hinter sich zu. Der Alte sah ihm eine Weile wie geistesabwesend nach. Plötzlich nahm sein Gesicht einen Ausdruck wie aus Stein gemeisselt an. Seine Züge



E. Adam

Beim Wasserholen

verzerrten sich unter einem tückischen Lächeln, und mehreremal mit dem Kopfe nickend, schlich auch er durch die Hintertür zur Stube hinaus.

Der Sohn hatte erwartet, dass der Vater bei dem gemeinschaftlichen Nachtessen sehr finster dreinblicken würde; aber er irrite sich. Noch nie schien er so gut gelaunt und aufgeräumt zu sein. Sein Staumen wuchs riesengross, als der Alte sogar ihm in all seinen Anschauungen recht gab und ihm lauten Beifall spendete. Die Brigitt bekam nur Gutes zu hören.

Wie war das nur zu verstehen? Es schmerzte den jungen Mann gar nicht, dass er den Abend auf das gewohnte Plauderstündchen mit der Brigitt verzichten musste, weil sie der Vater zu einer Besprechung auf seine Stube einlud. Hoffnung und frohes Erwarten erfüllte sein Herz, als er schlafen ging.

Am andern Morgen, einem Sonntag, war er erst nicht sonderlich überrascht, als es hiess, der Vater wäre schon früh mit der Brigitt in den Rheinwald gegangen, um einen Strauss Mai-blumen zu holen. Er wusste, dass der Vater die Blumen recht gern hatte, und die Brigitt hatte er wohl mitgenommen, um jemand zu haben, der ihm den Strauss trage.

Man wurde erst unruhig, als es zum Kirchgang läutete, und die zwei immer noch nicht daheim waren. Sehr unruhig und zerstreut wohnte der junge Mann dem Gottesdienste bei. Das ständige, sonderbare Würgen, das er im Halse verspürte, war berechtigt; schon auf dem Heimweg aus der Kirche wurde ihm gesagt, dass die Magd im blauen Loch ertrunken sei, und der Vater bestätigte ihm das Unfassbare, das Unglaubliche beim Heimkommen. Die Brigitt hatte

am blauen Loch an dem steil abfallenden westlichen Rand noch einige besonders schöne Blumen pflücken wollen; dabei musste sie ein Schwindel befallen haben. Mit einem Schrei sei sie ins Wasser gestürzt und sofort in der unheimlichen Tiefe verschwunden.

Der junge Mann war wie vor den Kopf geschlagen. Umsonst bemühte sich sein Vater, ihn ein wenig auzuheitern und ihn mit zögernden Worten an die Veronika zu erinnern. Er blieb taub auf alles Reden; keine Silbe sprach er mehr, und in seine Augen frass sich allmählich der Irrsinn ein. Den ganzen Tag sass er am blauen Loch und starrte stumm und regungslos auf die Wasserfläche. Und eines Tages rannte eine alte Frau, die in der Nähe des Ortes Holz gesammelt hatte, mit allen Zeichen des Schreckens ins Dorf und verkündete, dass sich der junge Bauer in das blaue Loch gestürzt hätte und sicher ertrunken wäre.

Von diesem Tage an war auch der alte Vater wie verstört. Er gab nur noch knappe Antworten auf alle Fragen, und bei der dringendsten Arbeit konnte er plötzlich fort und zum blauen Loch hinlaufen. Auch in der Nacht stand er oft auf einmal auf und ging den Weg. Dort angekommen, stierte er dumpf brütend vor sich hin und murmelte fortwährend etwas Unverständliches. Ein Knecht wollte einmal dieses Murmeln gehört haben; er behauptete, der Bauer hätte fortwährend gesagt: «Wo du sie hinschaffst, da gehe auch ich hin!»

Das ging so bis in den Sommer hinein. In einer bösen Gewitternacht war der Alte auch wieder draussen. Der Blitz schlug in den Hof, und ohne dass etwas gerettet wurde, brannte er

vollständig nieder. Während der Löscharbeiten tauchte für kurze Zeit der Besitzer, der alte Mann, an der Brandstätte auf; er sah furchterweckend aus. Und von da ab hat man ihn nicht mehr gesehen. Fischer fanden am andern Tag im Gestrüpp beim blauen Loch seine Mütze.

Man sprach bald allgemein davon, dass der Alte die Brigitt, die ihm in seinen Plänen im Wege war, in das Wasser gestossen, und dass er nach dem gewaltsamen Tod seines irrsinnigen Sohnes sich selbst das Leben nahm und sich in das blaue Loch gestürzt hätte. Das Schicksal der Familie, das so tragisch mit dem blauen Loch verknüpft ist, ist heute noch weit bekannt, und wenn es unheimlich wirkt, so ist das gewiss nur zu leicht zu verstehen.

So, nun weisst auch du die Geschichte. Wenn du Lust hast, fahren wir jetzt gleich mit meinem Schiff nach dem blauen Loch; gesehen hast du es doch noch nie richtig.»

Ich fühlte wohl ein heimliches Schaudern bei dem Vorschlag, aber doch bestieg ich den Kahn. Der Fischer-Flori zündete sich noch ein Pfeifchen an; dann ergriff er das Ruder, und wir fuhren los. Schon nach wenigen Minuten fuhren wir in die Ausbuchtung, die das blaue Loch bildete, ein. Die Sonne war bereits am Untergehen, und ihre Strahlen küsstten abschiednehmend das waldige Land. Hier herrschte schon völlige Dämmerung. Fast lautlos glitt unser Kahn, von Flori gesteuert, in einem Bogen über die dunkle Wasserfläche. Mir war's nicht ums Reden, und auch Flori schwieg, paffte stumm an seiner Pfeife und lenkte dann das Schiffchen wieder zum Anlegerplatz zurück.

Sein geschwätziger Plaudermund blieb geschlossen, auch beim gemeinschaftlichen Heimgang, und nur beim Auseinandergehen sagte er eintönig und leise: «Schlaf gut und denk nicht zuviel an das Geheimnis vom blauen Loch!»

## Vogesenwanderungen

Fouday — Perheux — Belmont — La Hutte — Forsthaus Charbonnière — Climontblick — Steinschloss — St. Blaise.

Gehzeit:  $5\frac{1}{4}$  Std.

Karte der Vogesen. Blatt Nr. 11: Oberes Breuschtal.

a) Fouday — Forsthaus Charbonnière.  
 $2\frac{1}{2}$  St.

Vom Bahnhof rechts bis zur Kirche, dann links und nach wenigen Schritten Fahrweg rechts aufwärts. Nach 8 Minuten Pfad links über Weideflächen aufwärts. Nach 5 Minuten Fahrweg kreuzen. Nach 4 Minuten bei einer Bank Pfad links aufwärts. Nach 20 Minuten bei einer Hütte Pfad geradeaus weiter. (Links aufwärts in 10 Minuten auf den aussichtsreichen Mont St. Jean). Bald bei Pfadteilung links aufwärts in 15 Minuten zur Perheux. Bergsattel. Hier rechts aufwärts und bald dem Pfad rechts eben am Berghang folgen. Markierung: weißer Strich. Nach 35 Minuten bei den ersten Häusern von Belmont der Strasse links durch den Ort aufwärts folgen. Nach 7 Minuten außerhalb des Ortes bei einem Transformatorenhaus dem Fahrweg rechts folgend in 6 Minuten an den ersten Häusern von La Hutte. Dem Fahrweg ständig folgend nach 10 Minuten bei Teilung Fahrweg links im Wald aufwärts. Nach 4 Minuten bei Teilung rechts. Nach 10 Minuten rechts Pfad. Nach weiteren 10 Minuten der Strasse links aufwärts folgend in 15 Minuten am Forsthaus Charbonnière (Wirtschaft).

b) Forsthaus Charbonnière — St. Blaise.  
 $2\frac{3}{4}$  Std.

Markierung: blauer, dann weißer Strich.

Gegenüber dem Forsthaus Fahrweg aufwärts in den Wald. (Links aufwärts zum Champ du feu). Nach 6 Minuten bei einer Matte Pfad links abwärts. Nach 15 Minuten bei Teilung rechts Pfad. Nach 6 Minuten bei Pfadteilung rechts (Climontblick). Markierung: weißer Stich. (Links abwärts «blauer Strich» zum Climont). Nach 12 Minuten Fahrweg links abwärts. Nach 8 Minuten einen Fahrweg kreuzen. Nach wenigen Minuten Pfad rechts über Weideflächen aufwärts. Nach 12 Minuten Fahrweg kreuzen. Nach 6 Minuten bei Teilung rechts aufwärts. Nach 10 Minuten Pfad links abwärts in 3 Minuten zur Ruine Steinenschloss (Château de la Roche). Mit Leitern zugänglich gemacht und schöne Aussicht bietet. Beim Herunterkommen von der Ruine dem Pfad abwärts folgen. Derselbe führt bald auf einen Karrenweg, welchem man links abwärts folgt. Bald aus dem Wald und nun immer auf der Höhe dem Fahrweg über Weideflächen folgen. (Links die Ferme Lachamp). Nach 14 Minuten Fahrweg kreuzen und ständig geradeaus auf der Höhe weiter. Nach 18 Minuten bei Wegeteilung links. Nach 10 Minuten am Waldrande dem neuen Pfad rechts eben folgen. In 15 Minuten am Kiosk auf der Höhe des Sapinot. Schöner Aussichtspunkt. Hier geradeaus über den kahlen Berg Rücken abwärts in 30 Minuten zum Bahnhof St. Blaise.

Alfred Gaessler



# Westermanns Monatshefte.

Das Dezemberheft dieser Zeitschrift bringt das Ergebnis des Deutschen Uebersee-Preises : der Preis von 3 000 RM. fällt auf zwei bisher unbekannte, jüngere Verfasser, auf Adolf Kaempffer für einen Südwestafrika-Roman und auf Georg Schwarz für einen mexikanischen Revolutionsroman. Die Veröffentlichung der afrikanischen Arbeit beginnt in diesem Heft. Grosse farbige Wiedergaben begleiten Aufsätze über das bäuerliche Hinterglasbild, über Spielzeug aus Oberbayern und über das Bilderbuch unsrer Zeit. In Tiefdruck erscheinen Beiträge mit Aufnahmen von Weihnachtskrippen und Spielzeug erzgebirgischer Schnitzkunst sowie von den Ordensburgen des neuen Deutschland. Die Formentwicklung unsrer Essgeräte von der Gotik bis zur Gegenwart veranschaulicht ein kulturgeschichtlich reizvoller Querschnitt. Ein Rückblick auf die Somme-Schlacht vor zwanzig Jahren bereichert die Kriegsforschung. «Jungfrau-Mutter-Königin» ist das hohe Schaubild vom dreifachen Beruf des Weibes. Ueber das Denk-, Vorstellungs- und Mitteilungsvermögen des Kindes gibt eine Darstellung «Die Sprache des Kindes» Aufschlüsse. Neben Novellen, Erzählungen, Märchen und Gedichten, neben den ein- und mehrfarbigen Kunstsblättern erweist sich die Mannigfaltigkeit des Heftes, dessen Inhalt noch längst nicht erschöpft ist, in vielerlei Anregungen für Weihnachtsgeschenke, nicht zuletzt auch für die wertvollsten neuen Bücher und Schallplatten. Probenummer gern kostenlos vom Verlag Georg Westermann, Braunschweig.

Geburt der Welt aus Christus. — Eine Weihnachtsbetrachtung. Von Karl Pfleger. kl. 8°. 48 Seiten, Text zweifarbig. Auslandspreis in Büttenumschlag Mark 1.05. Verlag «Ars sacra» Joseph Müller, München 13, Friedrichstrasse 9.

Das ist ein Weihnachtsbuch! Aber was für eines! Eines, das mit dem heissen Atem der Zeit, mit Blut und Tränen geschrieben ist. Hier werden alle dunklen und bedrängenden Fragen der Gegenwart unter die durchstrahlenden Augen des Weihnachtsmysteriums gestellt. Wenn diese Zeit eine einzige Flucht vor Gott ist, so haben wir doch wahrhaftig einen Ueberfall des Himmels erlebt. «O dass wir diesen Ueberfall des Himmels erleben durften! Diesen zarten, glückseligen, menschenfreudlichen Ueberfall des Himmels! Denn es wird einmal einen andern geben... Einmal wird Gott die Sterne auf die Erde werfen und die Flucht mit zerschmetternder Allmacht beenden. Aber jetzt erleben wir noch den Ueberfall der unendlichen Liebe. — Grosse Freude kommt nur eingehüllt in grosse Furcht.»

Pfleger versteht alles ins Grosse hineinzuheben und eine theologische Schau der Dinge zu geben. Warum ist dieser 25. Dezember, dieser eine arme Menschentag für einen gewaltigen Teil der Menschheit ein Signal zur allgemeinen Freude? Trotzdem die Drohung der Zeit wie ein Gespenst an den Grenzsteinen aller Länder hockt und das graue Elend in den Stuben zahlloser Menschen sich häuslich eingerichtet hat? Warum geht die heilige süsse Ansteckung der Freude durch die Welt auch in diesen Tagen? Weil es nicht bloss eine Erbschuld, einen Erbtod, sondern auch eine Erbfreude gibt. Von solcher Art ist dieses Buch. Und wenn es wahr ist, dass das Zukunftsheil nur von denen gebracht wird, die das unsägliche Leid am tiefsten erleben, dann hat dieses Buch auch dazu mitgeholfen; denn es ist wahrhaftig von einem ergriffenen und mit der ergreifendsten Beredsamkeit geschrieben.

Universitäts-Dozent Dr. P. Virgil Redlich O. S. B., Salzburg.

## Hôtels recommandés

### Hôtel-Restaurant

**Ferme Rimlischof** an der Strasse Guebwiller - Murbach. Vielbesuchter Ausflugsort. Angenehmer Ferienaufenthalt in schönster Lage. Gute bürgerliche Küche, kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit. Konfortable Zimmer mit fließendem Wasser kalt und warm. Gemütlicher Alt-Elsässer Speisesaal. Grosser Saal mit sonniger Terrasse für Sociétés. Erstklassige elässische und französische Weine. Tél. Buhl 06

Propriétaire : Blaser-Probst.

### Hôtel-Restaurant de l'Agneau Blanc

**Lautenbach** près Guebwiller (Haut-Rhin), Téléphone 115 Guebwiller. R. C. Colmar 6876. Déjeuners et Diners à toute heure — Renommée pour truites et carpes — Pension — Chambres confortables — Salles pour sociétés — Centre d'excursions — Autos-Garage.

Victor Bordmann.

### Restaurant Xavier Seiller (Seiller-Weiher).

**Guebwiller** Téléphone 117. Cuisine et Cave renommées. „Bière Suprême“ de Colmar. Spécialité Carpes frites. Beau jardin et grand étang avec barques. Chambres et Pension. Séjour agréable pour Touristes et Sociétés'

### Hôtel Stauffer

**Le Hohwald** altitude 630 m. Téléph. 5. En excursion, en auto, pour votre séjour, visitez l'Hôtel Stauffer. Prix très modérés. Jardin, terrasse, garage. Chauffage central. Halte (pl. p. autos). Bien à recommander. Bien agrandi par construction nouvelle.

Ch. Stauffer.

### Hôtel du cheval blanc.

**Lembach** Agréablement situé au milieu de 9 châteaux à proximité du Fleckenstein, Hohenburg Wegelnburg. Ancienne maison. Pension et belles chambres. Recommandée aux Sociétés et touristes. Autogarage. E. Mischler

### Hôtel du Lion.

**Schöndau** à la frontière d'Alsace-Palatinat. O. Mischler.

### Hôtel du Château

**Wangenbourg** (anc. propriété privée) — Alt. 500 m — Téléphone No. 1 — Gare Romanswiller (Ligne Saverne - Molsheim) — Site merveilleux dans un grand Parc de 4 ha — Tout confort moderne — Terrasses ombragées — Ouvert toute l'année — Prix réduits avant et après saison. Propr. : G. Schneider.

### Hôtel Lac de Lauch (Lauchensee)

**Lauchensee** 945 m alt. Stations: Lautenbach, Metzeral et Kruth. A proximité du Ballon, Markstein, Vallée de Guebwiller. Bonne cuisine, froid et chaud à toute heure. Pension et chambres. Téléphone Guebwiller.

Propr. : Beyer.

SOLISANA GUEBWILLER.

## Privates Kurhaus für Erholungsbedürftige

innere Kranke und nervös Leidende, Diät-Kuren,  
Bäderbehandlung, natürliche und künstliche  
Sonnenbäder, Massage etc.

Seelische Krankenbehandlung (Psychotherapie).  
Keine Geisteskranken. - Keine Lungenkranken.  
Auf Wunsch Prospekt.      Téléphone 258.

Tél: 882

## A-GUEIROARD



TRAIT - SIMILIGRAVURE - TRICROMIE

## Ferme Thierenbach - Hotel Notre Dame

(Am Fusse des Hartmannswillerkopfes)

Berühmter Wallfahrtsort - Vielbesuchter Ausflugsort

Angenehmer Ferienaufenthalt in gesunder Lage.  
Gute bürgerliche Küche. Confortable Zimmer mit fliessendem  
Wasser, Badezimmer, grosser und kleiner Saal für Vereine, Ge-  
sellschaften, Hochzeiten etc. Grosse Terrasse. Gepflepter Keller,  
französische und elsässische Weine bester Sorten.

Teleph. Guebwiller 301.

Propr. Mme. Vonesch-Biecheler

## GRANDS VINS D'ALSACE

Administration des

## Domaines Viticoles Schlumberger

GUEBWILLER (Alsace)

Propriété dépassant 100 hectares de vignes

Ses Gentil, Riesling, Kitterlé, Mousse d'Alsace

## Clicherie Alsacienne

STRASBOURG-NEUDORF

17 Rue de Mulhouse  
Téléphone 6399

Wenn Sie nur erstklassige Waren zu den billigsten  
Preisen kaufen wollen, dann kommen Sie zu uns.  
Sie finden eine Riesenauswahl in jeder Abteilung.

Grands Magasins du

## GLOBE

Rue du Sauvage - Mulhouse - Chaussée de Dornach